

Pressespiegel

Februar 2013 bis
Dezember 2014

Stand: 10. Dezember 2014

Mainpost, 22. Februar 2013, S. 5.

Das lächelnde Museum

Visionen: *Die Häuser müssen sich verändern, so der Museumsbund-Präsident. Er hat ungewöhnliche Ideen.*

Von unserem Redaktionsmitglied
RALPH HERINGLEHNER

Ich bin ein leidenschaftlicher Liebhaber des Museums“, bekennt Volker Rodekamp. „Aber auch ein großer Kritiker.“ Museen, sagt Rodekamp, müssen sich verändern. Andernfalls drohe einem Drittel „binnen zehn Jahren die Schließung“. Rodekamp weiß, wovon er spricht. Der Leiter des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig ist seit 2010 Präsident des Deutschen Museumsbundes.

Der 59-Jährige sieht in Deutschland eine Vielzahl an Museen, die „auch im internationalen Vergleich kaum mehr vertretbar“ seien.



Volker Rodekamp

Dieses „Überangebot“ sei zum einen Folge des „Aufbruchs in den Bildungsstaat“ in den 1970er Jahren. Der Boom wird laut Rodekamp auch durch die Politik unterstützt. Die hat immer neue Sammlungen eingerichtet und „die Lust daran, ein Museum zu gründen, ist nach wie vor ungebrochen“. Kehrseite der Medaille: Ein Museum ist dauerhaft teuer. Personalkosten fallen an, Exponate müssen erhalten oder restauriert, Sonderausstellungen finanziert werden. Doch bei den langfristigen Unterhaltskosten schwächelt die in kurzen Legislaturperioden denkende Politik. Folge: Voll Optimismus eingerichtete Häuser schrammen an der Armuts-grenze entlang. Geld, um sich weiterzuentwickeln, ist nicht da, und „zum Nulltarif gibt es keine erfolgreiche Arbeit“.

Die Jugend und das Original

Zudem werden Kunst- und Kultursammlungen verstärkt mit Veränderungen in der Gesellschaft und im Informationsverhalten konfrontiert: „Wir haben nicht mehr dieses bildungsbürgerliche Publikum, das gewissermaßen aus seinem Selbstverständnis heraus ins Museum geht“, weiß Rodekamp. Die junge Generation hat ein völlig geändertes Informationsverhalten, nutzt neue Medien – und legt gar nicht mehr so viel Wert darauf, das Original zu sehen.

Die Museen stehen in harter Konkurrenz zu anderen Freizeitangeboten. Die Menschen sind mobiler geworden und anspruchsvoller. Das plagt gerade kleinere Häuser, weil sie an großen Museen gemessen werden. Und weil viele lieber in die nächste Großstadt fahren, als eine Sammlung in der Provinz zu besuchen. Rodekamp: „Wir können uns nicht mehr darauf verlassen, dass die Gesellschaft sich mit zweit- oder drittklassigen Angeboten zufriedengibt.“

Der gebürtige Bielefelder, der auf Einladung des Lehrstuhls für Museologie in Würzburg war, ist aber nicht nur Kritiker, sondern eben auch Museumsfreund. Also will er das nicht nur von ihm prognostizierte Museumssterben nicht hinnehmen. Da gelte es zunächst, gegen Schwellenängste vorzugehen.



Freudiger Ort: Die deutschen Museen sollen freundlicher, unterhaltsamer werden.

FOTOS: DPA/THINKSTOCK MONTAGE: MP

In Deutschland herrsche zu sehr die Vorstellung, Kultur müsse „schwer sein und ernst daherkommen“. Eine Folge davon: „Man darf nicht laut sein in einem Museum, man muss sich wie in einer Kirche zurückhaltend bewegen, man darf nicht lachen.“

In England sei man weiter, so die Erfahrung des promovierten Ethnologen, Publizisten und Volkswirtschaftlers. Die Museen auf der Insel – jedenfalls die staatlichen – verlangen kein Eintrittsgeld. Das helfe, den „Museumsbesuch zur Normalität werden zu lassen“. Da gebe es Angebote für jedermann und viel „leisure“, Platz für Muße. Im Vordergrund stehe weniger der Bildungsaspekt. Es gehe darum, dass sich die Menschen wohlfühlen. Und ganz nebenbei nimmt wohl

doch jeder ein Stückchen Wissen mit nach Hause. Auch die deutschen Häuser seien auf diesem Weg weitergekommen, sagt Rodekamp, „aber wir sind doch noch ein Stück weit verkrampft“.

Rodekamps Vorstellung: Ein Museum müsse „ein lustiger Ort“ werden, „ein eleganter und ein freudiger Ort“. Freilich will er auch keine „McDonaldisierung“ von Kultur. „Wir müssen immer auch die Problematik und die Ernsthaftigkeit von kulturellem Erbe im Blick behalten.“ Wie nun? Einerseits das lächelnde Museum, andererseits das ernste – Rodekamps Ideen klingen nach nie zu bewältigendem Spagat, nach unvereinbaren Gegensätzen. Er sieht das nicht so. Der Transfer der altherwürdigen Museumsidee ins Zeitalter der

elektronischen Medien und der schnelllebigen Menschen kann gelingen. Dann, wenn Museen auf die geänderte Mediennutzung eingehen, ohne die „Aura des Originalen“ zu verraten; wenn sie sich mit den Bürgern, mit der Stadt, mit Bildungs- und Freizeiteinrichtungen vernetzen; wenn sie nicht einfach nur alte Stücke in Vitrinen präsentieren, sondern zeigen, dass sie mit der gegenwärtigen Welt zu tun haben; wenn sie nicht nur reagieren, sondern aktiv in aktuelle Entwicklungen eingreifen; wenn sie zum Ort der Begegnung werden, sich für vielfältige Angebote öffnen.

„Es geht darum“, sinniert Rodekamp, „dass der Besucher eine Stunde im Museum als Gewinn seines Lebens betrachtet. Und zwar für einen so großen, dass er wiederkommt.“

Was in der Region geht und was nicht

Die Leiterinnen der drei großen unterfränkischen Museen über ihre Möglichkeiten und ihre Grenzen

WÜRZBURG/SCHWEINFURT (hele) Lassen sich die Ideen von Volker Rodekamp, dem Präsidenten des Deutschen Museumsbundes (siehe oben), im Alltag vor Ort umsetzen? Wir fragten bei den drei großen unterfränkischen Museen nach.

Mainfränkisches Museum Würzburg: Für Sonderausstellungen hat man in der Würzburger Festung jährlich rund 60 000 Euro. Der Betrag kann – wie jetzt, im Jahr des 100-jährigen Bestehens – durch Einwerben von Drittmitteln aufgestockt werden. Das Problem von Museumsleiterin Dr. Claudia Lichte ist die zu geringe Fläche für Wechselausstellungen – es seien gerade mal 85 Quadratmeter. Für große Sonderschauen, die Publikum anlocken, muss die Dauerausstellung teilweise geräumt werden.

Neue Exponate machen neugierig. Auch sie können Besucher bringen. Einen Etat, um neue Werke anzukaufen, hat das Museum aber nicht. Allerdings verfüge man, so Lichte, über einen spendenfinanzierten „Sparstrumpf“, mit dessen Hilfe „kleinere wichtige Ankäufe gelingen“. Kunst- und Kulturstiftungen helfen bei großen Ankäufen. Und manchmal brauche „ein Museum auch wirkliche Gönner und Glück: 2007 gelang der Erwerb eines Alabasterreliefs aus der Riemen-schneider-Werkstatt nur, weil das Museum von einem kinderlosen Ehepaar ein Reihenhäuschen geerbt hatte. Aus dem Verkaufserlös konnte das Relief gekauft werden“.

Neue Medien sieht Lichte auch als Mittel, „Museumsbestände der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen“. Man arbeitet in der



Museumsleiterinnen: Marlene Lauter, Sigrid Bertuleit, Claudia Lichte (von links).

Festung an einem Online-Katalog. Die Sammlung Würzburger Münzen sei bereits online, „weitere Kataloge sind in Arbeit“. In der Dauerausstellung bieten digitale Medien Zusatzinformationen. Für die Kinder gibt es ein eigenes Informationsangebot. Schwellenängste versucht das Museum etwa durch ein vielfältiges Veranstaltungsprogramm und Führungen für unterschiedliche Besuchergruppen abzubauen.

Museum im Kulturspeicher Würzburg: Wechselausstellungen, sagt Dr. Marlene Lauter, seien wichtig, um Besucher zum Immerwieder-Kommen anzuregen. Dabei würde auch die Dauerausstellung in neuem Licht wahrgenommen. Auch das Museum am Alten Hafen muss den Etat für Sonderausstellungen durch Einwerben von Drittmitteln aufstocken. Problem des Museums: Das Geld reiche nicht, um adäquat Werbung für Wechselausstellungen

zu machen. Einen Etat zum Ankauf von neuen Werken habe der Kulturspeicher „seit mehreren Jahren nicht mehr“. Das Museum hält seinen Internetauftritt aktuell, ist auf Facebook vertreten. „Das gehört heute dazu“, findet Lauter. Für die ständigen Sammlungen gibt es einen Audioguide, der noch erweitert werden soll. Auch eine Tablet-Führung mit Musik wird angeboten. „Aber am wichtigsten ist immer noch ein attraktives Haus, das seine Besucher freundlich empfängt und Vermittlungsarbeit auch von Person zu Personen anbietet, also in Form von Führungen, Ausstellungsgesprächen et cetera“, sagt Lauter.

Das helfe auch beim Abbau von Schwellenangst. Es gehe um unkomplizierten Umgang mit Kunst. Dabei helfen Begleitveranstaltungen, Konzerte, Performances. Lauter: „Zusätzliche Aktionen wie ‚Lange Kulturspeichernacht‘, ‚Lange Museumsnacht‘ sind inhaltlich pfliffige, aber niederschwellige Angebote,

die Menschen neugierig machen und auch solche ins Haus ziehen, die unsere Ausstellungen bisher nicht kennen.“ Zudem vernetze man sich mit anderen Kulturanbietern.

Museum Georg Schäfer Schweinfurt: „Für 80 000 Euro Ausstellungsetat realisiert das Museum mit einem Miniatur-Produktivpersonal ein kontinuierliches Jahresprogramm aus Sonderpräsentationen, Konzerten und Nebenveranstaltungen“, erklärt Dr. Sigrid Bertuleit. „Dieses Input-Output-Verhältnis gibt es in der ganzen Bundesrepublik kein zweites Mal – angesichts der Größe des Hauses und der Sammlung.“

Das englische Modell des freien Eintritts für alle „hätten wir auch gern“, so die Museumsleiterin. Am letzten Tag der Ausstellung mit Werken des Malers Heinrich von Zügel seien dank des kostenlosen Eintritts über 800 Besucher gekommen: „Von Schwellenangst ist dann keine Rede.“ Eine zusätzliche mediale Aufrüstung biete neue Chancen der Erreichbarkeit von Zielgruppen.

Um Museen zu stärken, müsse man außerhalb ansetzen, glaubt Bertuleit: „Seit Jahren wird der Fehler gemacht, ein Museum hauptsächlich unter dem Blickwinkel der Freizeitphase und der Besucherzahl zu betrachten, statt es als Hort des Gedächtnisses, als Lebens-, Bildungs- und Erholungsraum mit zu begreifen. Würden Lehrer, Eltern, Auszubildende, Studenten samt Berufstätige mehr Freiheit und Freiräume erhalten – zum Beispiel: entschlackte Lehrpläne –, wäre erst die Voraussetzung gegeben, Kultur wieder breit in den Alltag zu bringen.“



Vor Kunstwerken im Martin-von-Wagner-Museum versuchen Würzburger Studierende der Kunstgeschichte und der Museologie, den Wert von Gemälden zu ermitteln.

Foto: Pat Christ

Wie kann ein Bild Millionen kosten?

Kunstmarkt: Die Ausbildung von Museologen und Kunsthistorikern wird berufspraktischer – Praxistag in Würzburg

WÜRZBURG. Der Preis für ein Gemälde kann sich auf mehrere Millionen Euro belaufen. Mirós »Blauer Stern« etwa wechselte im vergangenen Jahr für knapp 37 Millionen Dollar den Besitzer. Pollocks »Number 4« brachte wenige Monate später bei einer Auktion über 40 Millionen Dollar ein. Was macht Kunstwerke so unvorstellbar teuer? Wie bemisst sich ihr Wert? Dies erfuhren Würzburger Studierende der Kunstgeschichte und der Museologie bei einem Praxistag im Würzburger Martin-von-Wagner-Museum.

Flucht in Kunstinvestition

Dass ein Kunstwerk bei einer Auktion Millionen von Euro oder Dollar erlöst, kommt selten vor im Alltag eines Auktionators, erklärte Daniel Cremene, der in einem Stuttgarter Auktionshaus tätig ist. Zwischen 3000 und 20000 Euro, in dieser Preisspanne befinden sich die meisten Bilder und Objekte, die von ihm und seinen Kollegen versteigert werden. Wobei genau in dieser Preisspanne das Kaufinteresse aktuell bröckelt – was am wegbrechenden Mittelstand liegt: »Spitzenstücke können hingegen momentan extrem hohe Preise erzielen.« Angesichts der Finanzkrise sei eine regelrechte Flucht in Kunstinvestitionen zu beobachten.

Ob ein Bild aus der Epoche des Naturalismus oder der Romantik stammt, ob es modern ist oder barock, unter anderem das ist ausschlaggebend für den Preis. »Darüber hinaus kommt es vor allem darauf an, ob es selten ist«, erläuterte der Würzburger Kunstsachverständige Dr. Martin Pracher.

Wesentlich ist daneben selbstverständlich die Gestaltung. Ist das Bild routiniert gemalt? Oder wird an Farbe, Form, Linie oder Raum erkennbar, dass sich der Künstler lediglich

versucht hat? War er auf der Höhe seiner Schaffenskraft oder eher im Anfangsstadium seiner Karriere? Auch dies sind Kriterien, nach denen Kunstsachverständige vorgehen. Meist tun sie dies, wie auch Martin Pracher, für Versicherungen, die den Wert beschädigter Kunstwerke ermitteln müssen.

Authentisches Werk

Ob ein Kunstobjekt aus Stahl, Holz, Stein, Glas oder Plastik gefertigt ist, spielt bei der Bewertung ebenso eine Rolle wie sein Zustand. »Hier hat ein Geschmackswandel stattgefunden«, erläuterte Cremene. Früher bevorzugten Kunstsammler optisch wiederhergestellte Werke. So war es ihnen lieber, wenn eine fehlende Fassung neu bemalt worden ist: »Heute hingegen dürfen Stücke fehlen.« Denn es wird mehr Wert darauf gelegt, dass das Kunstwerk authentisch ist. Allerdings müssen sich die Beschädigungen laut Pracher in Grenzen halten: »Bei einer Schädigung von 45 Prozent kann man von einem Totalschaden ausgehen.« Angehende Museologen und Kunsthistoriker hautnah mit späteren Tätigkeitsfeldern in Berührung zu bringen, das ist laut dem Museologieprofessor Guido Fackler der Sinn solch aufwendig organisierter Tagesseminare.

»Wir wollen die berufsbezogene Ausbildung stärken und dabei neue Wege gehen«, erläutert er. Die Lehrsammlung der Universität Würzburg, für alle Interessierten im Martin-von-Wagner-Museum in der Würzburger Residenz zugänglich, sei hierfür ideal. Wobei es bei der Auseinandersetzung mit den dort vorhandenen Werken eben nicht mehr allein um ästhetische, sondern auch um Fragen der

Wertermittlung und der Konservierung gehen soll. Ultimative Kriterien zur Ermittlung des Werts eines Kunstwerks gibt es letztlich nicht, lernten die Studierenden beim Seminar mit Pracher und Cremene. Das Publikum selbst ist eine wankelmütige Größe, die am Ende den Ausschlag gibt.

Auktionäre sind darum gefordert, aufzuspüren, was gerade »in« ist. Cremene: »Manche Kunstwerke sind ein-

fach nicht mehr begehrt, bei anderen ist die Begehrlichkeit noch gar nicht geweckt.« Wie gut Auktionen laufen, hängt heute weiter auch davon ab, wie der Katalog gestaltet ist. Moderne Auktionskataloge unterscheiden sich praktisch nicht mehr von Kunstkatalogen renommierter Museen. Ähnliches gilt für die heute hochprofessionelle Präsentation der Kunstwerke im Vorfeld einer Auktion. Pat Christ



Kunstsachverständiger Dr. Martin Pracher erklärt, was ein Bild wertvoll macht.

Foto: Pat Christ

Stichwort: Kunstauktionen

Nach Angaben verschiedener Auktionshäuser liegt der Anteil derjenigen Besucher, die sich erstmals an einer Versteigerung beteiligen, aktuell bei **20 bis 45 Prozent**. Dies stellt einen neuen Trend dar. Außerdem steigen derzeit bei vielen Auktionshäusern die Verkaufserlöse. So verbuchte das britische Auktionshaus Christie's 2012 ein Verkaufsplus von zehn Prozent im Vergleich zum Vorjahr. Das Traditionshaus erreichte bei seinen weltweiten Verkaufsgeschäften eine Summe von rund **4,7 Milliarden Euro**. Bei 19 Prozent der Bieter handelte es sich laut Christie's um neue Kunden. (pat)

Mainpost, 18.3.2013.

18.03.2013 19:21 Uhr, Franken

KUSCHELIGE KRABELTIERE: SPINNEN

Exotische Heimtiere. Aus Angst wurde Faszination - nun hält Stefan Jendrzej pelzige Vogelspinnen als Hausgenossen.



Das weiche, handtellergroße, dunkelbraune Tier bewegt erst eines, dann ein zweites und dann seine sechs weiteren Beine aus einem Plastikbehälter und krabbelt auf die Hand seines Besitzers. Das Weibchen der Gattung Grammostola Rosea schaut mit seinen acht Augen auf die anderen Teilnehmer des Stammtisches der Vogelspinnen-Interessens-Gemeinschaft Unterfranken, die an diesem Abend in einer Würzburger Gaststätte zusammensitzen.

Bis zu 20 Fans dieser exotischen Tiere aus der Region treffen sich einmal monatlich, um ihre Erfahrungen auszutauschen. Die Bankkaufmänner, Versicherungsvertreter oder Studenten halten eine oder mehrere der großen Krabbler zu Hause in Terrarien. Sie sind fasziniert von Vogelspinnen, was wohl eher wenige Menschen verstehen können.

Als Kind hätte das Stefan Jendrzej aus Kitzingen wohl auch nicht verstanden. „Ich hatte massive Angst vor Spinnen. Als Kind ist mal eine Spinne, die meine Mutter einfangen wollte, in mein Bett gefallen, ich wollte eine Woche nicht mehr drin schlafen“, erzählt er. Irgendwann wollte er diese Angst bekämpfen, die er als irrational empfand. Er informierte sich durch Bücher, ging in Tierhandlungen und Zoos – und vor 15 Jahren kaufte er sich die erste Vogelspinne. Die Angst war damit noch nicht vorbei. „In den ersten paar Nächten, in denen sie in meinem Zimmer im Terrarium saß, konnte ich nicht schlafen“, gibt er heute lachend zu. Doch dann wurde die Faszination immer stärker. Mittlerweile hat er 50 Arten, hegt und pflegt sie und bietet den Nachwuchs als Hobbyzüchter auf Börsen an.

Zwischen 30 und 2500 Babys schlüpfen aus den Eiern einer Spinne. Als Futter bekommen die Tiere am Anfang ganz kleine Schaben, später größere, auch Heuschrecken oder Grillen. „Wer nur eine Spinne hat, kauft die Futtertiere für ein paar Cent in der Zoofachhandlung, wer mehr hat, züchtet diese meist selbst. Vor allem Schaben lassen sich mit wenig Zeit- und Platzaufwand sehr einfach nachziehen. Wenn man sie mit viel Obst und Gemüse füttert, sind sie eine vitaminreiche Nahrung“, erklärt Stefan Jendrzej. Und Stammtischkollege Frank Droll ergänzt: „Diese Schaben werden steril gehalten, übertragen keine Krankheiten und haben damit nichts mit den Kakerlaken zu tun, die man aus dem Urlaub in südlichen Ländern kennt.“

Eine Schabe pro Woche reicht der Spinne. Sie verdaut sie außerhalb des Körpers, indem sie ihr einen Verdauungssaft einflößt und den Brei aufsaugt. Der Chitinpanzer, der nicht zersetzt werden kann, wird feinsäuberlich weit weg vom Schlafplatz entsorgt, Vogelspinnen sind nämlich sehr reinliche Tiere. Außerdem haaren sie nicht, sie müssen nicht Gassi gehen und können auch mal zwei Wochen alleine bleiben, wenn der Besitzer in den Urlaub fährt, erklären die Spinnenfreunde.

„Viel Action kann man von ihnen nicht erwarten“, da sind sich alle in der Runde einig. Mit ihnen spielen funktioniert auch schlecht, denn das bedeutet Stress für die Tiere. Trotz ihres pelzigen Äußeren sind Vogelspinnen also keine Tiere zum Streicheln. Die Begeisterung der Besitzer drückt sich eher darin aus, dass sie das Terrarium schön mit Humus, Holz und Pflanzen einrichten und die teilweise sehr farbenfroh gemusterten Spinnen beobachten. Etwa beim Häuten, was bei Jungtieren anfangs alle zwei Wochen, bei ausgewachsenen Spinnen nur noch einmal im Jahr passiert. Dabei können sich sogar abgerissene Beine neu bilden.

Den Spinnen schaut auch die 21-jährige Museologie-Studentin Stephanie Speck aus Würzburg gern zu: „Ich hab in einem Naturkundemuseum gearbeitet, da hab ich Vogelspinnen kennengelernt. Aber schon als Kind hatte ich keine Angst vor Spinnen.“ Sie und die anderen Spinnenbesitzer sind keine „Freaks“, die mit ihren exotischen Tieren angeben wollen. „Das ist doch kein Kampfhund-Ersatz oder ein Statussymbol“, finden sie. Beißen können die achtbeinigen Hausgenossen zwar, die großen Zähne schaffen es auch locker durch die Haut, aber mehr als bei einem Wespenstich passiert dabei normalerweise nicht, sagen die Experten. Es sei einfach nur schmerzhafter. Exemplare aus Südamerika können Brennhaare abwerfen, die zu Reaktionen auf der Haut, in den Augen oder den Schleimhäuten führen können.

Aber bei artgerechter Handhabung sei die Gefahr, die von ihnen ausgeht, eher gering. Das fordert allerdings viel Information aus Büchern oder dem Internet, sagen die Experten, die sich an die diesem Abend versammelt haben. In den Terrarien muss die richtige Temperatur und Luftfeuchtigkeit herrschen. Das Licht muss einen Tag-Nacht-Rhythmus entstehen lassen.

Aus einer Laune heraus eine Vogelspinne aus der Zoohandlung mitnehmen, ist also keine gute

Idee. Wer interessiert ist, sollte sich auf einer Börse oder privat bei einem Züchter erkundigen. Der kann einem sogar die Angst vor diesen Tieren nehmen, denn auf der Hand fühlen sie sich fast kuschelig an. Sie haben dann so gar nichts mit den huschenden Tieren im Keller gemeinsam. Denn die sind sogar bei den Stammtisch-Teilnehmern interessanterweise eher unbeliebt.

Quelle: mainpost.de

Autor: Von unserer Mitarbeiterin Beate Spinrath

Artikel: <http://www.mainpost.de/regional/franken/Kuschelige-Krabbeltiere-Spinnen;art1727,7363512>

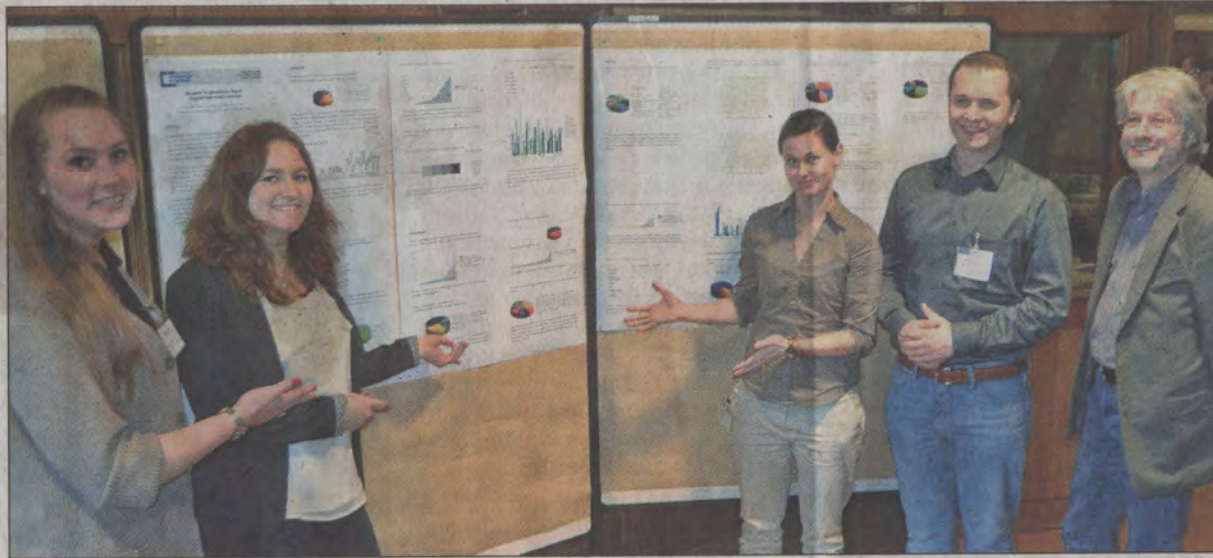
Wiederverwertung nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung

Vom Musentempel hin zum Lernort

Eine Umfrage der Uni Würzburg zeigt: Museen müssen von der Bevölkerung getragen werden.

Rügheim – Museen entwickeln sich zunehmend vom Musentempel zum Lernort. Das ist das Ergebnis einer Umfrage der Universität Würzburg unter den unterfränkischen Einrichtungen. Prof. Dr. Guido Fackler (Professur Museologie und materielle Kultur) stellte dieses und weitere Details der Umfrage gemeinsam mit Studenten in Rügheim vor.

Ungebrochen sei demnach der Einfluss der öffentlichen Hand bei Einrichtung und Betrieb von Museen. Diese würden als kulturpolitisches Instrument von Bezirken, Kreisen und Kommunen betrachtet. Neben Schenkungen oder Leihgaben erfolgten Ankäufe für die Sammlungen



Prof. Guido Fackler und seine Studenten präsentieren die Ergebnisse ihrer Umfrage in Rügheim.

Foto: Schuster

mittlerweile auch aus dem Internet. Zukünftige Herausforderungen für Museen seien besonders die Standor-

te. Die meisten Verantwortlichen wünschten sich eine Verbesserung der Raumsituation.

Generell müssten Museen am besten von der Bevölkerung vor Ort getragen werden. Damit verringere sich

auch das Problem des Nachwuchses, der sich für ein Museum engagiert. Allerdings prägten oft politische Prozesse auch die inhaltliche Arbeit. So würden manche Museen in ein Korsett gepresst, in das sie gar nicht wollten – ohne welches es aber keine öffentliche Förderung gegeben hätte.

In nur neun Prozent der unterfränkischen Museen betreuen Vollzeitkräfte die Sammlungen. Der weitaus größte Teil der Museen werde ehrenamtlich betrieben, Träger seien zu einem Drittel Vereine oder Zweckverbände. Nur selten gebe es dort spezielle Programme für Schulklassen oder handwerkliche Kurse. Diese seien genauso wie Sonderausstellungen (in lediglich 2,6 Prozent der befragten Museen gibt es die) aber notwendig. Denn nur so könnten Museen immer wieder von Neuem auf sich aufmerksam machen und Besucher anlocken.

hust

Impulsgeber für die Gesellschaft

Bei der Rügheimer Tagung wird deutlich: Museen im ländlichen Raum können wichtiger Standortfaktor sein. Dafür müssen aber verschiedene Bedingungen erfüllt sein.

Von Henning Schuster

Rügheim – Museen im ländlichen Raum haben Zukunft und können ein wichtiger Standortfaktor sein – allerdings müssten sie mit Augenmaß und unter fachlicher Anleitung eingerichtet und vor allem dauerhaft unter professionellen Bedingungen betrieben werden. Die Referenten der Frühjahrstagung der Bayerischen Museumsakademie in Rügheim sind sich in dieser Woche darüber einig: Ja, Museen sind durchaus Impulsgeber für die Gesellschaft.

Dafür sei es aber notwendig, dass eine Region auch selbstbewusst mit ihrer Geschichte auftritt. Prof. Dr. Gabi Troeger-Weiß vom Lehrstuhl Regionalentwicklung an der TU Kaiserslautern betont, dass „Kultur nicht den Metropolen vorbehalten“ sein dürfe, aber auch „keine beliebige Förderung“ erfahren dürfe.

Landeskonservator Dr. Michael Henker von der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen erläutert, dass sich die Entwicklung von Museen in zwei Phasen aufteilen lasse: die der Einrichtung mit Fördermöglichkeiten und die des langfristigen Betriebs, dessen Aufgabe dann meist an wenigen Sachaufwandsträgern hängenbleibe. Dies müssten alle bedenken, die sich um die Finanzierung von Museen im ländlichen Raum sorgen: „Denn erst nach dem Zweiten Weltkrieg gab es überhaupt

Förderung für Museen“, blickt Henker zurück.

Um mehr Aufmerksamkeit für Depots und vor allem für ein großes, zentrales Museumsdepot in jedem Regierungsbezirk wirbt Dr. Erich Schneider, Leiter Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt und Kulturamt Schweinfurt. Er bemängelt, dass Depots oft als „Straflager für Kunstgegenstände“ betrachtet wür-

den. Viele Sammlungstifter befürchteten, dass etwa Künstlernachlässe dort „zu vergammeln und zu verkommen“ drohten. Dem sei aber nicht so, wenn geeignete Räume und eine professionelle Verwaltung gewährleistet seien: „Die Leitung eines Museums muss dem Thema Depot noch mehr Aufmerksamkeit schenken. Das muss ins Bewusstsein!“, fordert Schneider.

Nach seiner Erfahrung könne ein Museumsdepot „unter Beachtung der entsprechenden Richtlinien durchaus den Status einer Studiensammlung erfüllen“. Schneider weist darauf, dass an verschiedenen Orten solche „Kulturspeicher“ im Rahmen eines Tags der offenen Tür auch der Öffentlichkeit gezeigt würden, Sammlungen und Stiftungen würden so präsentiert.

Asa Petersson, Geschäftsführerin der Region Mainfranken GmbH, betont, dass man Kultur als Standortfaktor im ländlichen Raum nicht unterschätzen dürfe. Dies gehe wiederum einher mit dem Selbstbewusstsein der Menschen: Sie sollten zeigen, dass sie stolz auf ihre Heimat sind. Dieses Bewusstsein dürfe sich durchaus auch in Museen wiederfinden.



Bei Exkursionen erkundeten die Teilnehmer der Frühjahrstagung der Museumsakademie beispielhafte Museen in Ober- und Unterfranken, hier das Dokumentationszentrum Hexenturm in Zeil am Main..

Foto: Ines Krämer

Nicht mehr, aber bessere Museen

Von Henning Schuster

Rügheim – Oberfrankens Bezirksheimatpfleger Dr. Günter Dippold findet bei der Frühjahrsakademie in Rügheim deutliche Worte: „Wir brauchen nicht mehr, sondern bessere Museen! Besser ausgestattet mit Menschen,

nicht mit Technik!“ In seinen Betrachtungen zur Zukunft der bayerischen Museumslandschaft betont er, dass „der Wildwuchs bei Mu-



Dr. Günter Dippold

seen“ selten größer gewesen sei. Bei Kommunen wachse gar „der Trend zum Zweitmuseum“. Die Folge davon sei zum einen Vielfalt, aber auch Zersplitterung, in Einzelfällen eine „Atomisierung der Museumslandschaft“.

Dippold zeigt dies anhand vier „frei erfundener“ Beispiele für die Errichtung eines Museums auf: vom „Deutschen Regenschirmmuseum“, über das „Haus für den großen Sohn der Stadt“, über die Sammlung eines Regenschirmsammlers bis hin zum „regenreichsten Ort Süddeutschlands“. Dafür gebe es sogar noch Förderung in Form von „Leader-Mitteln, für die man nicht einmal singen muss“. Die Folge: Viele Museen seien heute „oversexed and underfucked“.

Der Bezirksheimatpfleger fordert deshalb eine Rückbesinnung: „Sammler suchen das Seltene, das Museum aber das Typische. Das Museum interessiert die Menschen!“ Leider weiche die Wirklichkeit davon meiset ab. Die Museumsberatung in Bezirken wie Oberfranken müsse demnach besser „Museumsabratung“ heißen. Dr. Günter Dippold: „Manche Investitionen sollte man sich lieber sparen.“ Museen seien nun einmal Non-Profi-Centers. Und wenn der politische Druck zuweilen eine große Rolle spiele: Dann müsse man das Unvermeidliche aber fachmännisch gestalten lassen.

■ Museologie und Museumswissenschaft

Zwei neue Studiengänge an der Universität Würzburg

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Museologie international längst von der Rolle einer Hilfswissenschaft emanzipiert. Dabei gehören *Museum Studies* in den USA, in Großbritannien, Kanada, Schweden oder den Niederlanden als eigenständiges Studienfach längst zum Universitätsalltag. Demgegenüber handelt es sich bei dem im Wintersemester (WS) 2010/11 an der *Universität Würzburg* etablierten Bachelor-Studiengang »Museologie und materielle Kultur« (BA) um einen neuen Universitätsstudiengang in Deutschland, in den gegenwärtig bereits über 70 Studierende aus dem gesamten Bundesgebiet und dem Ausland eingeschrieben sind. Er wird ab dem WS 2013/14 durch den Master-Studiengang »Museumswissenschaft« (MA) ergänzt. Für besonders qualifizierte AbsolventInnen besteht die Möglichkeit zur anschließenden Promotion.

Für den Standort Würzburg spricht neben der reichhaltigen regionalen Museumslandschaft, dass die dortige Universität selbst mehrere naturkundliche, kultur- und technikgeschichtliche Sammlungen und Universitätsmuseen unterhält. Hinzu kommt die starke Präsenz von Disziplinen, aus denen in Ermangelung einer spezialisierten universitären Museumsausbildung bisher die MitarbeiterInnen von Museen rekrutiert wurden. Dieses universitäre und museale Umfeld bereichert das Spektrum beider Studiengänge.

Profil

Museologie bzw. Museumswissenschaft werden in Würzburg als unterschiedlich akzentuierte Ausprägungen einer vollwertigen Universitätsdisziplin gelehrt. Interdisziplinär ausgerichtet werden vielfältige Brücken zwischen Medien-, Kultur-, Sozial-, Erziehungs- und Naturwissenschaften geschlagen. Neben den museologischen Kernfeldern (Sammeln, Bewahren, Forschen, Vermitteln, Ausstellen) und dem Phänomen der Musealisierung bildet die Institution Museum selbst ein zentrales Forschungsfeld. Charakteristisch ist der starke Praxisbezug durch die kontinuierliche Zusammenarbeit mit Museen und Kultureinrichtungen: Exkursionen, Einführungstage und Unterrichtseinheiten vor Ort, aber auch Lehraufträge, Workshops, Gastvorträge und Planspiele stellen eine aktuelle, praxisnahe Wissensvermittlung sicher. Darüber hinaus müssen die Studierenden im BA-Studiengang »Museologie und materielle Kultur« das Inventarisieren üben, Angebote in den Bereichen Mu-

seumpädagogik und Kulturmanagement mit erarbeiten, ein mindestens zehnwöchiges Praktikum absolvieren sowie ein einjähriges Ausstellungsprojektumsetzen, während der MA-Studiengang »Museumswissenschaft« eine selbstständig durchgeführte, zweisemestrige Forschungs- und Projektarbeit verlangt. Im Gegensatz zu den meisten vergleichbaren Studienangeboten wird die Ausbildung außerdem durch das Studium eines zweiten museumsrelevanten Fachs erweitert: beim BA als Nebenfach, beim MA als weiteres Hauptfach.

BA »Museologie und materielle Kultur«

Der sechssemestrige, zulassungsfreie Bachelor-Studiengang ist grundständig angelegt. Inhaltlich spiegelt er das breit gefächerte Spektrum museums- und ausstellungstypischer Arbeitsfelder in Theorie und Praxis wider: Forschungsansätze und Methoden der Museologie; Geschichte und Ausprägungen des Museums- und Ausstellungswesens; Prinzipien des Sammelns, der Dokumentation, Erforschung, Vermittlung, Präsentation und Erhaltung von Exponaten; Methoden und Strategien der Museumspädagogik, des Medieneinsatzes und der Öffentlichkeitsarbeit; Organisationsstrukturen sowie Sammlungs- und Kulturmanagement. Schwerpunkte liegen auf dem »Forschenden Ausstellen« im Rahmen eines realen Ausstellungsprojekts sowie auf der Beschäftigung mit »materieller Kultur«, die von der Materialkunde über den Kulturgüterschutz bis zu neuen Ansätzen der *Material Culture Studies* reicht. Neben diesem Pflichtbereich (65 Punkte) sind durch Übungen und Praktika Schlüsselqualifikationen zu erwerben (20 Punkte), während im Wahlpflichtbereich weitere Praktika, museumsspezifische Fortbildungen und Tagungen oder Lehrveranstaltungen aus Nachbardisziplinen belegt werden können (25 Punkte). Am Ende des Studiums steht eine ca. 35-seitige Bachelor-Thesis zu einem frei wählbaren Thema (10 Punkte).

MA »Museumswissenschaft«

Der konsekutive, viersemestrige Master-Studiengang (45 Punkte) baut auf obigem BA-

	Museologie und materielle Kultur (B.A.)	Museumswissenschaft (M.A.)
Studienstruktur	BA-Hauptfach (120-Punkte) grundständiger Bachelorstudiengang 2-Fach-Studium	MA-Hauptfach (45 Punkte) konsekutiver Masterstudiengang 2-Fach-Studium
Kombination mit einem museumsrelevanten Kernfach als zweitem Fach	BA-Nebenfach (60-Punkte)	MA-Hauptfach (45-Punkte, i. A. als Fortführung des BA-Nebenfachs)
	z. B. Alte Welt, Geschichte, Klassische Archäologie, Kunstgeschichte, Europäische Ethnologie /Volkskunde oder eine sonstige Kultur-, Erziehungs-, Natur- bzw. Wirtschaftswissenschaft	
Regelstudienzeit	6 Semester	4 Semester
Studienbeginn	jährlich zum Wintersemester	
Studiengebühren	derzeit 500 Euro, werden zum Wintersemester 2013 laut Koalitionsbeschluss abgeschafft	

Abschluss auf; externe BewerberInnen werden nach Maßgabe freier Plätze zugelassen, wenn sie grundlegende museologische Kompetenzen sowie Museumspraxis nachweisen können. Der stärker wissenschaftlich ausgerichtete MA fokussiert auf einer höheren Abstraktionsebene folgende Bereiche: Museumsforschung und Ausstellungsanalyse; Exponieren und Kuratieren; Materielle Kultur und Cultural Heritage; Kulturelle Bildung und Medien; Museumsmanagement und Marketing. Im Rahmen der Forschungs- und Projektarbeit müssen die Studierenden ein selbst gewähltes museales Vorhaben in Eigenregie umsetzen. Das Studium beschließt eine ca. 60-70-seitige Master-Thesis in einem Hauptfach oder in beiden Hauptfächern.

Karrieremöglichkeiten

Die enge Verzahnung von akademischer Ausbildung und Anwendungsorientierung in Kombination mit einem zweiten Studienfach qualifiziert grundlegend für das weite Spektrum der Museumsarbeit. Die beruflichen Perspektiven unserer AbsolventInnen zielen hierbei auf eine wissenschaftlich ausgerichtete Laufbahn im Museums- und Ausstellungswesen, in entsprechenden Service- und Beratungsstellen sowie vergleichbaren Kultureinrichtungen (Galerien, Gedenkstätten etc.). Nicht zuletzt aufgrund der erworbenen Kommunikations- und Informationskompetenzen sowie der praktischen Erfahrungen bei der Präsentation und dem Management kultureller Dienstleistungen befähigen beide Studiengänge überdies für den Bildungs- und Mediensektor wie für den Freizeit- und Tourismusbereich.

Guido Fackler

Kontakt und weitere Informationen: Prof. Dr. Guido Fackler (guido.fackler@uni-wuerzburg.de), www.museologie.uni-wuerzburg.de



Blind im Museum – wie geht das?

Unter Mitwirkung des Museums am Dom startete vor zwei Jahren die KunstAKTION für eine inklusive Gesellschaft. 98 rohe Holzstühle wurden an Behinderten-Gruppen verteilt, um daraus phantasievolle Objekte zu gestalten. Das Ergebnis war erfindungsreich und phantasievoll.

Inklusion und Barrierefreiheit im Museum stehen auch im Mittelpunkt der museumspädagogischen Arbeit von Simone Doll-Gerstendörfer. Als Lehrbeauftragte an der Professur für Museologie und materielle Kultur und am Zentrum für Lehrerbildung hatte sie sich mit Studierenden die Aufgabe gestellt, blinden und sehbehinderten Menschen bildende Kunst im Museum am Dom nahe zu bringen. Nach der Analyse der Anforderungen an ein solches Projekt entstand ein erstes Angebot.

Gedacht ist an Museumsgespräche mit acht bis zehn Personen zu geeigneten Kunstwerken im Museum am Dom. Das kann z.B. eine Plastik von Käthe Kollwitz sein, die mit hauchdünnen Handschuhen berührt und abgetastet werden darf. Der Mensch erfährt, wie sich Oberfläche anfühlt, wie rund oder kantig, groß oder klein, rau oder glatt aus Holz, Stein oder einem anderen Material eine Skulptur beschaffen ist. Bei Objekten, die für eine solche Methode zu empfindlich sind, gibt es Miniaturmodelle, die möglichst genau Form und Gestaltungsmittel des Originals nachahmen. Auch ein stark farbiges Bild kann sich zum haptischen „Seherlebnis“ eignen: Kalter seidiger Stoff steht für kalte Farbtöne (gelb, blau), warmer Filz für Rottöne. Eine Art Kunstkoffer wurde entwickelt, um Kunster-

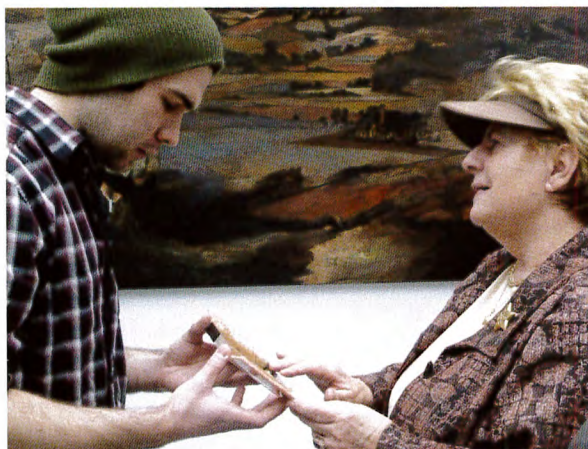
fahrung mit „fast“ allen Sinnen möglich zu machen. Das Entzünden eines Streichholzes, das Abfackeln einer Streichholzschachtel und die dabei entstehenden Geräusche und Gerüche sowie die kurzfristige Wärmeentwicklung verweisen auf die Entstehungstechnik von Robert Höflings Altar „Perit mundus – fiat iustitia“. Solch eine Führung ist stark strukturiert mit Begrüßung, Einführung, Kunstbetrachtung, Diskussion und Gespräch und Verabschiedung. Konzepte und Materialien der Vermittlungskiste bieten einen Pool an Möglichkeiten der Begegnung mit Kunst, die je nach Gruppe individuell variiert und modifiziert werden kann. Die Ideen der ersten Arbeitsgruppe sollen fortentwickelt werden.

Ein Flyer in Braille-Schrift zum Vermittlungsangebot ist inzwischen fertig. Über einen Link kann eine gesprochene Einladung abgehört werden: <http://www.museum-am-dom.de/blinde-im-museum.mp3>. Anmeldungen

für Führungen sind unter der Telefonnummer 0931-38665600 möglich.

Eine hochwillkommene finanzielle Unterstützung kam von den Freunden des Museums am Dom mit der Übernahme der Druckkosten des Flyers. Deren Vorsitzende, Frau Dr. Fiedler, übergab im Beisein von Vertretern der Behinderten, Bürgermeister Dr. Bauer und Kunstreferent Domkapitular Dr. Jürgen Lenssen einen Scheck für die Arbeit des Museums.

Für Informationen zum Projekt: Simone Doll-Gerstendörfer, Büro für Kunst und Kultur. Schwerpunkt Inklusion und barrierefreie Museen. s.doll-gerstendoerfer@arcor.de



Von wegen rohe Gesellen

Eindrucksvolles Schulprojekt der Würzburger Museologie startet am Heuchelhof

Sie fallen aus großer Höhe, ohne etwas abzukriegen. Abgetrennte Gliedmaßen wachsen einfach nach. Alles ist möglich in der Welt des Trickfilms. So kann auch ein Astronaut mitten in eine Steinzeit-Szenerie hineinplatzen. So geschehen bei der Trickfilmwerkstatt in der Grundschule Heuchelhof. „Das war aber nur eine Vorübung“, sagt Filmproduzentin Jennifer Kunstreich. Im Hauptfilm, den die Kinder mit ihr drehten, ging es ganz authentisch zu. So, wie es in der Steinzeit, nach allem, was man weiß, wirklich war.

Es macht Spaß, ein Geschöpf, das aus Plastik besteht, via Film zum Leben zu erwecken. Aber um Spaß alleine ging es nicht bei dem groß angelegten Projekt, bei dem die Museologie der Würzburger Universität mit Filmproduzenten und Medienpädagogen kooperierte. Kinder sollten mit allen Sinnen erfahren, wie das Leben in der Steinzeit war.

Damals mussten die Menschen jagen gehen, wenn sie Hunger hatten. Gejagt wurde schon früh mit dem Speer. Völlig falsch ist jedoch die verbreitete Vorstellung, dass Steinzeitmenschen Keulen schwingende Fellträger gewesen wären. „Es kursieren viele Klischees über die Steinzeit“, sagt Museologieprofessor Guido Fackler. Die sind nach drei Seminarmonaten bei den Kindern der Heuchelhofer Grundschule beseitigt.

Ihre Vorfahren aus der Steinzeit waren keine rohen Gesellen, wissen die 50 Mädchen und Jungen aus der zweiten Jahrgangsstufe nun. Sondern Menschen, die mit viel Geschick ihren Alltag zu meistern verstanden.

50 Bilder für eine kurze Sequenz

In das Projekt waren auch angehende Lehrerinnen und Lehrer sowie angehende Museologen einbezogen. Sie assistierten unter anderem Sabine Blum-Pfingstl, die mit den Kindern einen Trickfilm über die Kultur der Steinzeitmenschen realisierte. „Etwa 50 Fotos sind nötig, um in einer kurzen Sequenz zu zeigen, wie man in der Steinzeit ein Haus baute“, erläutert Museologiestudentin Anne Stenge.



Eine Schülerin baut zusammen mit Filmproduzentin Jennifer Kunstreich die Szene zu einer nächsten Filmsequenz auf. Foto: Pat Christ



Frank Findeiß zeigt einem Schüler, was er bei der Filmaufnahme beachten muss. Foto: Pat Christ

Einen Film zu produzieren, ist mühsam, aber dennoch viel besser, als selbst in die Röhre zu gucken, fanden die Kinder. Während die einen mit Sabine Blum-Pfingstl und Jennifer Kunstreich Trickfilme erstellten, realisierten andere mit Frank Findeiß den „realistischen Part“ des Films. Denn in der Rahmenhandlung treten echte Menschen auf. Wobei sich eines der Kinder ganz zum Schluss unversehens im Trickfilmkontext wiederfindet.

Die Kleinen erwiesen sich als fähige Trickfilmerinnen und Trickfilmer. „Es war wirklich eine Freude, mit den Kindern zu arbeiten“, so Blum-Pfingstl. Äußerst geduldig nahmen sie sich der schwierigen Arbeit an, unzählige Bilder für kurze Filmsequenzen zu erstellen. „Das war gleichzeitig ein wunderbares Gemeinschaftsprojekt“, zeigte sich die Kunstpädagogin begeistert. Das keinesfalls im Sande verlaufen dürfe. Im Herbst wird es eine zweite Auflage des Projekts am Wirsberg-Gymnasium geben. Wieder soll es um das Thema „Steinzeit“ gehen. Wieder wird mit Filmtechniken gearbeitet. Und auch Museumspädagogin Petra Maidt wird wieder mit von der Partie sein.

Jungsteinzeitliche Keramikgefäße mit schön geschwungenen Linien brachte Maidt den Kindern während des Projektzeitraums im Bandkeramik-Museum in Schwanfeld näher. Die Linien zeigen, dass der Mensch sich und seine Umgebung seit jeher schmücken wollte, erläuterte die Museumsexpertin.

Einkornbrei mit Kirschen

Gerade das Schmuckbedürfnis des Steinzeitmenschen belegt, dass dieser kein Rohling war. Aber wie war das denn mit dem Essen? Was nahmen unsere Ahnen zu sich? Wie fein war ihre Zunge? Auch das erfuhren die Kinder in Schwanfeld. Maidt: „Wir kochten Einkornbrei. Den gab es dann zum Mittagessen.“

Kaum eines der Kinder vermochte den Brei mit Genuss zu verschnabulieren. Er war zwar mit Honig gesüßt und mit getrockneten Kirschen aufgepeppt. Aber es blieb nun einmal eine braune Masse. Viele Schüsseln blieben stehen – nee, so was wollten die Kleinen nicht zu sich nehmen!

Weil sie sich nun so gut in der Steinzeit auskennen, erhielten die Kinder einen „Jungsteinzeitforscherpass“. Außerdem dürfen sie nun einen richtigen, selbst gemachten Film ihr Eigen nennen. Den können sie immer wieder ansehen. Oder an andere Schulen verleihen. Klassen, die so ein tolles Projekt auch einmal auf die Beine stellen wollen, können sich an die Würzburger Museologie wenden. „Allerdings müssen die Schulen viel Engagement und auch Geld mitbringen“, so Museologieprofessor Guido Fackler. Die Heuchelhofer Grundschule war dazu bereit. Wodurch sie 50 Kindern unvergessliche Erlebnisse bescherte.

Pat Christ



Die Studierenden Nicolas Lucker und Anja Skowronski erläutern Ingeborg Roth das Kunstwerk „Perit mundus – Fiat iustitia“ von Robert Höfling, das im Hintergrund zu sehen ist. Ingeborg Roth ist blind. (Foto: Gunnar Bartsch)

Kunst für Blinde be-greifbar machen

Blinde im Museum – wie geht das? Mit dieser Frage haben sich Studierende der Universität Würzburg ein Semester lang beschäftigt. Das Ergebnis ist eine Kiste voll mit Materialien, die Blinden und Sehbehinderten eine Reihe von Objekten im Museum am Dom nahebringen sollen.

Aha, also so sind die Streichholzschachteln angeordnet. Das kann ich mir jetzt vorstellen. Aber wo sind die Kartoffeln?“ Ingeborg Roth ist blind. Trotzdem steht sie in Würzburg im Museum am Dom vor dem dreiteiligen Altar „Perit mundus – Fiat iustitia“ von Robert Höfling. Das Werk ist eine gewaltige Collage aus unterschiedlichen Materialien, die alle tiefschwarz verbrannt aussehen. Darunter sind jede Menge Streichholzschachteln und etliche Kartoffeln. Anfassen ist aus konservatorischen Gründen nicht gestattet. Wie sollen sich also Blinde und Sehbehinderte einen Eindruck von Höflings Arbeit verschaffen? Bisher war das unmöglich. Seit dem Frühjahr 2013 verfügt das Museum über geeignete Materialien. Studierende der Universität Würzburg haben sie in dem Seminar „Blinde im Museum – wie geht das?“ erstellt. Und so kann der Museologie-Student Nicolas Lucker ein annähernd maßstabsgetreues Tonmodell präsentieren, mit dem Ingeborg Roth beim Tasten sich eine Vorstellung von den räumlichen Dimensionen machen kann. Eine Col-

lage aus Streichholzschachteln vermittelt ihr einen Eindruck von der Oberflächenstruktur. Bleibt nur noch die Position der Kartoffeln. Die kann ihr die Studentin Anja Skowronski ebenfalls auf dem Tonmodell genau zeigen. Ingeborg Roth ist beeindruckt.

Früher, als er noch sehen konnte, sei er häufig in Museen gegangen, erzählt Volker Tesar, Bezirksgruppenleiter des Bayerischen Blinden- und Sehbehindertenbundes Unterfranken-Würzburg. Seit er blind ist, habe ihm dies sehr gefehlt. Umso mehr begrüßt er die Initiative von Seminarleiterin Simone Doll-Gerstendörfer: „Sie alle haben viel Fantasie eingesetzt und Mühe aufgewendet, um Kunst für uns begreifbar zu machen mit den Sinnen, die uns verblieben sind“, bedankt er sich bei den Studierenden und ihrer Dozentin.

Inklusion und Kultur miteinander verbinden

Inklusion sei ein Thema, mit dem sie sich neben der Kunst schon seit längerer Zeit beschäftigt, er-

klärt Simone Doll-Gerstendörfer, freiberufliche Kulturwissenschaftlerin und -vermittlerin. In ihrem Seminar wollte sie deshalb beide Themen miteinander verbinden. Im Museum am Dom habe sie einen aufgeschlossenen Partner gefunden, der mit ihr und ihren Studierenden „wunderbar“ zusammengearbeitet habe.

Aus den unterschiedlichsten Studiengängen haben sich die Teilnehmer des Seminars zusammengefunden. Angehende Grundschullehrerinnen sind darunter, aber auch Studierende der Museologie, der Kunst- und der Sonderpädagogik. Verteilt auf mehrere Projektgruppen haben sie Material zusammengestellt, das Blinden einen Besuch im Museum am Dom möglich machen soll – immer in enger Zusammenarbeit mit den Mitgliedern des Blinden- und Sehbehindertenbundes.

Das Angebot für Blinde und Sehbehinderte

So können sich Blinde jetzt in einem Flyer, der auch in Brailleschrift verfasst ist, über das Angebot informieren. Auf der Homepage finden sie zudem einen eigens für sie eingesprochenen Text mit den wichtigsten Informationen. Im Museum selbst warten drei Stationen auf sie: Robert Höflings Altar, Pietà-Skulpturen von Käthe Kollwitz und von Michelangelo (Abguss) und das ziemlich abstrakte Gemälde „Himmliches Zelt“ von Louise Moder-son-Breling.

Wie vermittelt man blinden Menschen diese wirre Ansammlung von geometrischen Figuren in unterschiedlichen Farben? „Wir haben dafür die verschiedenen Figuren aus unterschiedlichen Materialien nachgebildet“, erklärt eine Studentin. Warmer Filz soll den warmen Farbton Rot symbolisieren, kalter seidenartiger Stoff ein ebenso kaltes Blau. Im Bild versteckte Symbole müssen die Blinden an anderer Stelle entdecken: auf einer Hör-CD, wo sie unauffällig in verschiedene Lieder verpackt wurden.

„Eine bunte Vermittlungskiste, in der für jeden etwas dabei ist“: So beschreibt Simone Doll-Gerstendörfer das Ergebnis ihres Seminars. Neben den didaktischen Materialien enthält diese auch eine Mappe mit Informationen über die spezifischen Rahmenbedingungen, die für die Zielgruppe gegeben sein müssen, und Tipps für den Ablauf und die Methodik der Kunstvermittlung. Von dieser Arbeit profitieren könnten nicht nur Blinde und Sehbehinderte. „Wenn wir uns mit den besonderen Bedürfnissen von Menschen mit unterschiedlichen Handicaps auseinandersetzen, kommt das letztendlich allen Museumsbesuchern zugute“, sagt sie.

Guido Fackler, Professor für Museologie an der Universität Würzburg, begrüßt das Ergebnis. Er versucht schon seit längerem ein Forschungsprojekt im Bereich Museologie und Inklusion auf die Beine

zu stellen – leider bisher ohne Erfolg. Auch dies zeige, wie sehr Museen Menschen mit Handicaps ausgrenzen. Für ihn hat das Museum am Dom jetzt einen wichtigen Schritt in Richtung Publikumsorientierung getan.

Auch Dr. Jürgen Lenssen, Domkapitular und Leiter des Bau- und Kunstreferats der Diözese Würzburg, zeigte sich erfreut von der Zusammenarbeit zwischen Uni und Museum. In einer Gesellschaft, die überwiegend exklusiv denkt, sei es dringend geboten, inklusiv zu handeln. Gerade ein Museum müsse für Alle da sein, niemand dürfe ausgeschlossen werden. „Dass diese Inklusivität durch Ihr Engagement erweitert wurde, dafür danke ich Ihnen“, sagte Lenssen.

Das Seminar „Blinde im Museum – wie geht das? Projektarbeit für Menschen mit Handicap im Museum am Dom“ war ein Angebot des Zentrums für Lehrerbildung und Bildungsforschung der Universität Würzburg. Es war eine von zahlreichen Veranstaltungen innerhalb des Projekts zur Stärkung des Berufsfeldbezugs in den Lehramtsstudiengängen und stellt damit einen Brückenschlag zwischen Theorie und Praxis dar. Gefördert wird das Projekt vom Bundesministerium für Bildung und Forschung. An dem Seminar beteiligt waren die Universität Würzburg, die Professur für Museologie, das Museum am Dom und der Bayerische Blinden- und Sehbehindertenbund Bezirk Unterfranken-Würzburg.



Original und Modell: Das Werk „Perit mundus – Fiat iustitia“ von Robert Höfling. (Foto: G. Bartsch)

- [Personalia](#)
- [Gerätebörse](#)
- [einBLICK als pdf-Datei](#)
- [einBLICK abonnieren](#)
- [Archiv](#)
- [Impressum](#)

[Zurück](#)

Raus aus dem Klassenzimmer – rein ins Museum

Lehrer, die mit ihrer Schulklasse in Würzburg ins Museum gehen wollen, können sich jetzt problemlos über die für sie passenden Angebote informieren. Studierende der Universität haben eine umfangreiche Arbeitsmappe erstellt; die Stadt Würzburg verteilt sie aktuell an ihren Schulen.

Wenn im Gymnasium in der siebten Klasse im Fach Erdkunde „Vulkanismus und Erdbeben: Ursachen und Folgen“ im Lehrplan steht, bietet sich eine Exkursion an den Hubland Campus der Universität an. Dort bekommen Schüler jede Menge Infos über Gesteinsarten, Bodenschätze und deren Entstehung. Ein Ausflugsziel, das quasi auf der Hand liegt. Weniger offensichtlich ist hingegen ein Besuch im Kulturspeicher am Alten Hafen als Ergänzung zum Mathematikunterricht. Dabei bietet gerade die Sammlung Moderne viel Anschauungsmaterial rund um das Thema „Symmetrie“; viele dieser Werke basieren letztendlich auf mathematischen Modellen.

Eine Infomappe für städtische Schulen

Wo Lehrer in Würzburgs Museen das für ihre Schulklasse passende Bildungsangebot finden: Das können sie ab sofort in einer umfangreichen Lehrerhandreichung nachschlagen, die zur Zeit an den städtischen Schulen verteilt wird. Die Mappe ist das Ergebnis eines Seminars, in dem Lehramtsstudierende und Studierende der Museologie mehrere Monate lang intensiv recherchiert und anschließend ihr Ergebnis optisch ansprechend aufbereitet haben. Geleitet wurde das Kooperationsprojekt des Zentrums für Lehrerbildung und Bildungsforschung und der Professur für Museologie von der Museumspädagogin Petra Maidt.

„Die Mappe stellt zehn Würzburger Museen in kurzen Steckbriefen als außerschulische Bildungs-, Erlebnis- und Lernorte mit speziellen Empfehlungen vor“, schilderte Petra Maidt das Ergebnis des Seminars bei der offiziellen Übergabe an den städtischen Schul- und Kulturreferenten Mughtar Al Ghusain. Also: Welche speziellen pädagogischen Angebote gibt es in dem jeweiligen Museum? Was kosten Gruppenführungen? Wer ist Ansprechpartner? Wie sind die Öffnungszeiten? Sämtliche grundlegende Informationen finden Lehrer im ersten Teil der Infomappe auf einer Seite versammelt, ergänzt um spezielle Tipps, wie beispielsweise den Hinweis, dass im Kulturspeicher eine Euromünze für die Schließfächer benötigt wird.

Enge Anbindung an den Lehrplan

Die Anbindung an den Lehrplan steht im Mittelpunkt des zweiten Mappenteils. Sortiert nach Schulart, Fach und Jahrgangsstufe zeigt dieser Teil jeder Lehrkraft, ob es für sie in Würzburgs Museen ein passendes Angebot gibt, und wenn ja, welches. Wenn also für die neunte Klasse Gymnasium im Fach Geschichte die „Entrechtung der Juden“ im Lehrplan steht, bietet sich ein Besuch im Shalom Europa an; Fünftklässer an Mittelschulen, die sich laut Lehrplan mit „Tieren und Pflanzen in unserer Umgebung“ auseinandersetzen sollen, könnten sich dafür auf den Weg in den Botanischen Garten machen.

„Nicht ganz unaufwändig für die Studierenden“ sei es gewesen, die jeweiligen Angebote der Museen mit den zahlreichen Lehrplänen zu verknüpfen, berichtet Petra Maidt. Überrascht seien sie gewesen, wie viele differenzierte Angebote und Bezüge zum Unterrichtsstoff es gibt, ergänzte Guido Fackler, Professor für Museologie. Tatsächlich ist von Ethik über Latein bis zur Physik so gut wie jedes Fach in dem Ordner vertreten; einer Exkursion steht demnach nichts mehr im Wege.

Dank von der Stadt

Mughtar Al Ghusain dankte allen Beteiligten für die Arbeit, die sie auf sich genommen haben. „Mit dieser Mappe kommen Lehrer sehr schnell zum Ziel“ sagte er. In den kommenden Wochen werde die Stadt alle städtischen Schulen – mit Ausnahme der Grundschulen, für die im nächsten Wintersemester ein ähnliches Angebot erarbeitet werden soll – über diese neue Informationsmöglichkeit informieren und mit der Mappe beliefern. Möglicherweise wird es auch eine Fortbildung dazu geben.

Darüber hinaus ist die Zusammenstellung demnächst im Internet abrufbar als Heft 1 der neuen Online-Reihe „Schriften und Materialien der Würzburger Museologie“.

Info und Kontakt

Schulen, die sich für das Angebot interessieren, können sich an den Fachbereich Schule der Stadt Würzburg wenden. Kontakt: T: (0931) 37-34 98, nadine.bernard@stadt.wuerzburg.de

[Die Seiten der Museologie im Internet](#)

[Zurück](#)


Übergabe der Lehrerhandreichung an die Stadt Würzburg (v.l.): Museologie-Studentin Gisa Lischka, Lehramtsstudentin Carolina Löger, Mughtar Al Ghusain und Petra Maidt. (Foto: Gunnar Bartsch)

Raus aus dem Klassenzimmer – rein ins Museum

By ASS / 8. Januar 2016 / No Comments

Lehrer, die mit ihrer Schulklass in Würzburg ins Museum gehen wollen, können sich jetzt problemlos über die für sie passenden Angebote informieren. Studierende der Universität haben eine umfangreiche Arbeitsmappe erstellt, die Stadt Würzburg verteilt sie an die Schulen.

Anschaulicher Unterricht

Wenn im Gymnasium in der siebten Klasse im Fach Erdkunde „Vulkanismus und Erdbeben: Ursachen und Folgen“ im Lehrplan steht, bietet sich eine Exkursion an den Hubland Campus der Universität an. Dort bekommen Schüler jede Menge Infos zu Erdbeben, Vulkanen, Bodenschätze und deren Entstehung. Ein Ausflugsziel, das quasi auf der Hand liegt. Weniger offensichtlich ist hingegen ein Besuch im Kulturspeicher am Alten Hafen als Ergänzung zum Mathematikunterricht. Dabei bietet gerade die Sammlung Moderne viel Anschauungsmaterial rund um das Thema „Symmetrie“; viele dieser Werke basieren letztendlich auf mathematischen Modellen.

Eine Infomappe für städtische Schulen

Wo Lehrer in Würzburgs Museen das für ihre Schulklass passende Bildungsangebot finden: Das können sie ab sofort in einer umfangreichen Lehrhandreichung nachschlagen, die zur Zeit an den städtischen Schulen verteilt wird. Die Mappe ist das Ergebnis eines Seminars, in dem Lehramtsstudierende und Studierende der Museologie mehrere Monate lang intensiv recherchiert und anschließend ihr Ergebnis optisch ansprechend aufbereitet haben. Geleitet wurde das Kooperationsprojekt des Zentrums für Lehrerbildung und Bildungsforschung und der Professur für Museologie von der Museumspädagogin Petra Maidt.

„Die Mappe stellt zehn Würzburger Museen in kurzen Steckbriefen als außerschulische Bildungs-, Erlebnis- und Lernorte mit speziellen Empfehlungen vor“, schilderte Petra Maidt das Ergebnis des Seminars bei der offiziellen Übergabe an den städtischen Schul- und Kulturreferenten Muchtar Al Ghasain. Also: Welche speziellen pädagogischen Angebote gibt es in dem jeweiligen Museum? Was kosten Gruppenführungen? Wer ist Ansprechpartner? Wie sind die Öffnungszeiten? Sämtliche grundlegende Informationen finden Lehrer im ersten Teil der Infomappe auf einer Seite versammelt, ergänzt um spezielle Tipps, wie beispielsweise den Hinweis, dass im Kulturspeicher eine Eintrittsfee für die Schließfächer benötigt wird.

Enge Anbindung an den Lehrplan

Die Anbindung an den Lehrplan steht im Mittelpunkt des zweiten Mappenteils. Sortiert nach Schulart, Fach und Jahrgangsstufe zeigt dieser Teil jeder Lehrkraft, ob es für sie in Würzburgs Museen ein passendes Angebot gibt, und wenn ja, welches. Wenn also für die neunte Klasse Gymnasium im Fach Geschichte die „Entretung der Juden“ im Lehrplan steht, bietet sich ein Besuch im Shalom Europa an; Fürfiktlässen an Mittelschulen, die sich laut Lehrplan mit „Tieren und Pflanzen in unserer Umgebung“ auseinandersetzen sollen, könnten sich dafür auf den Weg in den Botanischen Garten machen.

„Nicht ganz unaufwändig für die Studierenden“ sei es gewesen, die jeweiligen Angebote der Museen mit den zahlreichen Lehrplänen zu verknüpfen, berichtet Petra Maidt. Überrascht seien sie gewesen, wie viele differenzierte Angebote und Bezüge zum Unterrichtsstoff es gibt, ergänzte Guido Fackler, Professor für Museologie. Tatsächlich ist von Ethik über Latein bis zur Physik so gut wie jedes Fach in dem Ordner vertreten; einer Exkursion steht demnach nichts mehr im Wege.

Dank von der Stadt

Muchtar Al Ghasain dankte allen Beteiligten für die Arbeit, die sie auf sich genommen haben. „Mit dieser Mappe kommen Lehrer sehr schnell zum Ziel“ sagte er. In den kommenden Wochen werde die Stadt alle städtischen Schulen – mit Ausnahme der Grundschulen, für die im nächsten Wintersemester ein ähnliches Angebot erarbeitet werden soll – über diese neue Informationsmöglichkeit informieren und mit der Mappe beliefern. Möglicherweise wird es auch eine Fortbildung dazu geben.

Darüber hinaus ist die Zusammenstellung demnächst im Internet abrufbar als Heft 1 der neuen Online-Reihe „Schriften und Materialien der Würzburger Museologie“.

Info und Kontakt

Schulen, die sich für das Angebot interessieren, können sich an den Fachbereich Schule der Stadt Würzburg wenden. Kontakt: T: (0931) 37-34 98, nadine.bernard@stadt.wuerzburg.de



(<http://www.wuerzburgerleben.de/wp-content/uploads/2016/01/filmueologie.jpg>)

Übergabe der Lehrhandreichung an die Stadt Würzburg (v.l.): Museologie-Studentin Gisa Lischka, Lehramtsstudentin Caroline Löger, Muchtar Al Ghasain und Petra Maidt. Foto: Gunnar Rensch

Mainpost

12.01.2014 19:37 Uhr, Würzburg

AUS DEM KLASSENZIMMER INS MUSEUM

In den Kulturspeicher am Alten Hafen, auf die Festung oder lieber ins Mineralogische Museum? Lehrer, die mit ihrer Schulklasse in Würzburg ins Museum gehen wollen, können sich jetzt leicht über die für sie passenden Angebote informieren.



In den Kulturspeicher am Alten Hafen, auf die Festung oder lieber ins Mineralogische Museum? Lehrer, die mit ihrer Schulklasse in Würzburg ins Museum gehen wollen, können sich jetzt leicht über die für sie passenden Angebote informieren. Studenten haben eine dicke Arbeitsmappe erstellt, die Stadt Würzburg verteilt sie aktuell an ihren Schulen. Die Lehrer können darin nachschlagen, welche passenden Bildungsangebote es in den Museen für ihre Schüler gibt. Die Mappe ist das Ergebnis eines Seminars von

Lehramtsstudierenden und Studenten der Museologie, das Museumspädagogin Petra Maidt geleitet hat. Die Mappe stellt zehn Museen in kurzen Steckbriefen vor. Wer sich für das Angebot interessiert, kann sich an den Fachbereich Schule der Stadt wenden, (0931) 37-34 98

Quelle: mainpost.de

Autor: Robert Menschick

Artikel: <http://www.mainpost.de/regional/wuerzburg/Aus-dem-Klassenzimmer-ins-Museum;art735,7886548>

Wiederverwertung nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung

Märsche für die Lager-Disziplin

Musikwissenschaftler Guido Fackler im Gespräch über Musik als Bestandteil des KZ-Alltags.

Innsbruck – Das Thema Musik und Nationalsozialismus hat zuletzt gerade in Tirol bewegt, eine besonders düstere Facette dieses Verhältnisses wird am kommenden Montag, dem Internationalen Holocaust-Gedenktag, beleuchtet: Mit Anita Lasker-Wallfisch ist eine der letzten Überlebenden des Mädchenorchesters von Auschwitz-Birkenau im Studio 3 des ORF Tirol zu Gast (die Veranstaltung ist bereits ausgebucht). Guido Fackler hat sich in seiner Doktorarbeit mit Musik als Teil des KZ-Alltags beschäftigt.

Welche Bedeutung bzw. Funktion hatte Musik in den Konzentrationslagern der Nationalsozialisten?

Guido Fackler: Zum einen wurde relativ viel Musik auf Befehl der SS gemacht und die Musik damit für die Zwecke der SS missbraucht. Zum anderen haben die Häftlinge von sich aus musiziert. Das sind die zwei Pole, was aber nicht bedeutet, dass sich zwischendrin nicht etwas bewegt hat.

Welche Zwecke verfolgte die SS, wenn sie Häftlinge musizieren ließ?

Fackler: Es begann mit dem

Singen beim Marschieren oder bei Appellen. Das hatte man vom Militär übernommen. Das war eine Form von Disziplinierung. Ähnlich lief es bei Appellen. Wobei da auch Lieder gesungen wurden, die die Häftlinge verhöhnten, wie das „Judenlied“, das im KZ Buchenwald entstanden ist. Die Zwecke reichten also von Disziplin und Drill bis zu psychischer Demütigung und Strafen, die körperlich schmerzten, wenn die Häftlinge nach einem Arbeitstag singen mussten. Im KZ Esterwegen hatte man früh erkannt, dass sich Musiker instrumentalisieren lassen, etwa zu offiziellen Anlässen, bei Besichtigungen. Die Mit-

glieder der Lagerkapelle von Esterwegen verlegte man dann nach Sachsenhausen. Und von dort aus verbreitete sich diese „Mode“, ein eigenes Orchester zu haben, in anderen Lagern. Denn dies hatte für die SS etwas Repräsentatives: „Wir in unserem Lager haben eine ordentliche Lagerkapelle.“ Und man konnte sie im Lageralltag einsetzen, zum Beispiel bei Appellen oder wenn entflohene Häftlinge gefasst wurden. Man hat dann deren Hinrichtungen öffentlich inszeniert, um die anderen abzuschrecken. Sie kennen vielleicht die Fotos aus Mauthausen, wo die Lagerkapelle so einen Hinrichtungszug anführt. Die Musik wurde also zu einem festen Bestandteil der Schreckensherrschaft.

Welche Stücke wurden gespielt?

Fackler: Es hing davon ab, was der zuständige SS-Mann zuließ, aber auch von den Fähigkeiten der Kapellen. Märsche waren sicher das Dominierende. Dann gab es „Lagerlieder“ wie „Oh Buchenwald, ich kann dich nicht vergessen“. In Auschwitz wurden zum Teil ganz normale Schlager gespielt. In manchen Lagern wie-



Bild des Schreckens: Häftlinge spielen bei der Hinrichtung von Hans Bonarewitz in Mauthausen 1942. Foto: picturesdesk.com

derum waren deutsche Märsche verboten, weil es hieß, Häftlinge dürfen die deutsche Kultur nicht besudeln, in anderen waren sie wiederum erwünscht. Aus Theresienstadt sind besonders viele Kompositionen überliefert, weil es als Propagandalager eine besondere Stellung einnahm.

Warum wurde es geduldet, wenn Häftlinge für Häftlinge gespielt haben?

Fackler: Die Lager waren ja so groß, vor allem in den letzten Kriegsjahren, so dass die SS gar nicht alles kontrollieren konnte. Das heißt, das war nicht einmal ein Dulden, die SS hat das oft gar nicht mitgekriegt. Aber es gab ebenso Veranstaltungen, gerade die „bunten Abende“ in Buchenwald, die geduldet wurden, nach dem Motto „Brot und Spiele“: Wenn der Lagerbetrieb

ordentlich lief, dann gestattete man solche Aktivitäten, dann hatte man die Masse insgesamt besser unter Kontrolle. Das war schon Kalkül.

Welche Funktion hatte dieses „freiwillige“ Musizieren für die Häftlinge?

Fackler: Die Menschen wurden bei der Inhaftierung aus ihrem normalen Alltag herausgerissen und fanden sich nun in der Extremsituation des Lagers wieder. Dort versuchte man, auf eine gewisse Art und Weise ein Stück Normalität zurückzugewinnen, indem man Dinge machte, die man vorher auch gemacht hatte – so gut es eben ging. Gemeinsames Singen bildete eine solche Möglichkeit.

Auch eine Möglichkeit der Selbstbehauptung oder des Widerstands?

Fackler: Jeder, der sich nicht

aufgegeben hatte, war widerständig gegenüber dem, was das „Dritte Reich“ mit ihm machen wollte, nämlich vernichten. Es ging um geistigen Widerstand. In Auschwitz wurde etwa ein amerikanischer Marsch gespielt – es waren schließlich nicht alle SS-Männer musikalisch bewandert. Aber für die Musiker und Häftlinge war das ein Zeichen: Die amerikanischen Truppen sind auf dem Vormarsch, haltet durch. Wenn man heute über Musik in den Lagern redet, darf man jedoch nicht nur auf diesen Widerstandsaspekt schauen. Sondern eben auch darauf, dass die SS die Musik systematisch missbraucht hat. Dann dienten Musiker gewissermaßen als Musiksklaven.

Das Gespräch führte
Ivona Jelcic

Zur Person

Guido Fackler promovierte über „Des Lagers Stimme“. Musik in den frühen Konzentrationslagern des NS-Regimes (1933–1936)“. Er studierte Volkskunde, Musikwissenschaft und Ethnologie und hat eine Professur an der Uni Würzburg inne.



Foto: Fackler

Für „KunstSpuren“ auf die Knie: Studenten beim Projekt im Museum am Dom



WÜRZBURG (ej) Nein, ein Museum muss nicht langweilig sein! Würzburger Studenten haben jetzt im Museum am Dom ihr Projekt „KunstSpuren“ vorgestellt. Mit Schülern des Sonderpädagogischen

Förderzentrums beschäftigten sie sich intensiv mit vier ausgewählten Werken. Mit den „KunstSpuren“ betrat die Seminarteilnehmer – laut Pressedienst des Ordinariats Studenten der Museologie und einige Lehr-

amtsstudenten – Neuland, sagt Projektleiterin Simone Doll-Gerstendörfer. Die Jungen und Mädchen der Klasse 6a suchten sich vier Kunstwerke aus, über die sie mehr erfahren wollten. Aufgabe der Studenten war

es, gemeinsam mit den Schülern interaktive, spannende Vermittlungsmethoden zu entwickeln. Im Fokus standen dabei immer die Wünsche, Interessen und Möglichkeiten der Sechstklässler. „Das klapp-

te im Dialog mit den Schülern viel besser als in der Theorie“, erzählt Ann-Christin Lepper, die im dritten Semester Museologie studiert. Museumpädagogin Dr. Yvonne Lemke begleitete die Gruppe: „Für alle war

es das erste Hineinschnuppern in die Museumpädagogik.“ Student Jonas Blum hatte ein klares Ziel: „Wir wollten ein Angebot schaffen, das die Kunst im Alltag der Schüler verankert.“

FOTO: NORBERT SCHWARZOTT

Wo steckt dieses Eierschalengelb?

Kulturvermittlung: Im Martin-von-Wagner-Museum lernen Würzburger Studenten pädagogische Tricks und Wissenswertes über Bilder und Farben

WÜRZBURG. Auf dem Gemälde links an der Wand ist Eva mit dem Apfel in der Hand zu sehen. Was dieses Bild mit »Weiblichkeit« zu tun, leuchtet sofort ein. Anders verhält es sich mit dem abstrakten Gemälde von Max Uhlig. »Dass es sich um eine Frau handelt, ist zunächst nicht erkennbar«, so Studentin Angela Böhm, die kürzlich eine Gruppe von Seniorinnen durch das Martin-von-Wagner-Museum der Würzburger Universität führte.

Die älteren Frauen hingen an ihren Lippen. Interessant fanden sie, was Böhm über die Unterschiede traditioneller und moderner Kunst erklärte. Das ist bei Führungen oft nicht so. Wie man Menschen begeistert, die nicht freiwillig, sondern weil der Lehrer das will ins Museum kommen, erfuhren Angela Böhm und ihre Kommilitonen vom Studiengang Museologie bei einem Studientag im Martin-von-Wagner-Museum.

Vorurteile beseitigen

Angela Böhm ist bewusst, dass die Seniorinnen ein außerordentlich dankbares Publikum waren. »Die Frauen hatten Zeit und Interesse«, so die Studentin im dritten Semester. Dass es eine wesentlich schwierigere Aufgabe ist, Schüler für das zu interessieren, was ein Museum zu bieten hat, erfuhr die junge Frau als Praktikantin bei einem Sommerferienworkshop im Würzburger Kulturspeicher. Oft können Kinder und Jugendliche nur durch ausgeklügelte Methoden bei der Stange gehalten werden, weiß sie seither.

Nicht wenige kommen zunächst völlig desinteressiert ins Museum. Sie erwarten Langeweile. Herumstehen. Endlose Vorträge über Dinge, die sie in keiner Weise berühren, weil sie nichts mit ihren eigenen Erfahrungen zu tun haben.

Konzentrieren lernen

Jungen Menschen, die inmitten einer Bilderflut aufwachsen, muss es auch fast absurd erscheinen, sich auf ein einziges Bild zu konzentrieren. Doch es ist gar nicht so schwer, sie dazu zu bringen, sich mit einem Kunstwerk auseinanderzusetzen. Dies kann zum Beispiel mittels Impulskarten geschehen, erläuterten Michael Bauereiß und Astrid Brosch vom Museumspädagogischen Zentrum in München. Als Beispiel diente ihnen das »Doppelporträt zweier Künstlerfreunde vor dem Spiegel«, das Bernardino Licinio um 1530 schuf.

Auch Jugendlichen, die sich zunächst außerstande fühlen, ein Bild zu beschreiben, gelingt es mit Impuls-

karten, einfache Aussagen zu verschiedenen Facetten eines Bilds zu treffen. Simple Begriffe stehen auf den Kärtchen: »Spiegel«, »Zirkel«, »Rahmen« und »Ring« zum Beispiel. Jeder in der Gruppe zieht zwei Karten.

Rund um den jeweiligen Begriff muss ein vollständiger Satz mit Bezug zum Bild kreiert werden. Also etwa: »Der Maler hat einen Zirkel in der Hand.« Durch die Kärtchen werden die Schüler auf winzige Details aufmerksam gemacht, die dem flüchtigen Blick leicht entgehen. Spaß macht es laut Brosch, die Sätze stilistisch zu variieren: »Vor Prunkgemälden können prunkvolle Sätze gebildet werden.« Ein minimalistisches Bild provoziert minimalistische Äußerungen.

Auch mit Hilfe von Farbkarten entstehen oft lebhaftes Gespräche vor Bildern. Brosch demonstrierte dies am Gemälde »Anbetung der Heiligen drei Könige«. Das stammt aus der Zeit um 1510 und wurde von einem unbekannten Künstler in Mainfranken geschaffen. Wo findet sich das gräuliche Blau der Farbkarte im Bild wieder? Wo wurde ein Farbton ähnlich jenes Eierschalengelbs verwendet? Wo operierte der Maler mit Nougatbraun? Durch diese Methode lernen Schüler gleichzeitig, Farben zu benennen.

Wann rußfarben, wann schwarz?

Wann ist etwas rußfarben und wann satt schwarz? Kann man irgendeine Farbe wirklich als »hautfarben« bezeichnen? Oder ist nicht jede Haut anders? Für Museologiestudent Markward Wittmann war es spannend, sich mit solchen Fragen auseinanderzusetzen. Als Bundesfreiwilligendienstler arbeitete er im Stuttgarter »Haus des Waldes« und erfuhr bei dieser Tätigkeit, wie schwierig es sein kann, Kinder und Jugendliche durch eine Ausstellung zu führen. »Die ersten fünf Minuten sind entscheidend«, sagt er. Klappen sie, dann klappt auch die Führung meist perfekt. Ist dem nicht so, muss tief in den Methodenkoffer gegriffen werden.

Schüler professionell durch ein Stadtmuseum zu führen, heißt, aus einer riesigen Zahl von Objekten quer durch die Epochen der Stadtgeschichte ein paar wenige zu einem bestimmten Thema herauszusuchen, erläuterte Michael Bauereiß. Im idealen Fall folgt auf eine Stunde im Museum eine Stunde in der Stadt. Hier kann das, was die Schüler im Museum über die Entstehung und Entwicklung ihrer Stadt gehört haben, konkret erfahren werden.

Pat Christ



Astrid Brosch vom Museumspädagogischen Zentrum in München hat 50 Farbkarten zur Auswahl. Welche Farbe findet sich in dem frühneuzeitlichen Gemälde »Anbetung der Heiligen drei Könige« an welcher Stelle?

Foto: Pat Christ

Hintergrund: Das Martin-von-Wagner-Museum

Das Martin-von-Wagner-Museum ist **seit 1963 im Südflügel der Fürstbischöflichen Residenz** untergebracht. Die **1832 gegründete Sammlung der Universität Würzburg** erweiterte sich durch die umfangreiche Kunstsammlung des Malers, Bildhauers und Kunstagenten **König Ludwigs I. in Rom, Martin von Wagner**

(1777 bis 1858), zu einem der **größten Universitätsmuseen Europas**. Es besteht aus einer **Antikensammlung**, einer **Gemäldegalerie**, in der auch Skulpturen gezeigt werden, und einer **Graphischen Sammlung**. **Öffnungszeiten:** **Antikensammlung:** Dienstag bis Samstag

13.30 bis 17 Uhr
Gemäldegalerie: Dienstag bis Samstag 10 – 13.30 Uhr
Graphische Sammlung: Nach Vereinbarung, Tel.: 09 31/3 18 22 83. (red)

 **Internet:** www.museum.uni-wuerzburg.de

Nur noch 8 Tage!

Nichtamtlicher Teil

Der Hinweis auf wiederholte Ausschreibungen von Funktionsstellen für freie bzw. demnächst freiwerdende Stellen an Volksschulen und Förderschulen in anderen Regierungsbezirken, der bei den Stellenausschreibungen im Amtlichen Teil dieses Schulanzeigers abgedruckt ist, gilt entsprechend auch für Ausschreibungen von Stellen an nichtstaatlichen Schulen. Bitte informieren Sie sich deshalb in den im Internet veröffentlichten, allen zugänglichen Amtlichen Schulanzeigern und beachten Sie die dort gesetzten Fristen.

Raus aus dem Klassenzimmer – rein ins Museum

Lehrkräfte, die mit ihrer Schulklasse in Würzburg ins Museum gehen wollen, können sich jetzt problemlos über die für sie passenden Angebote informieren. Studierende der Universität haben eine umfangreiche Arbeitsmappe erstellt; die Stadt Würzburg verteilt sie aktuell an ihren Schulen.

Lehrkräfte können ab sofort in einer umfangreichen Lehrerhandreichung nachschlagen, wo sie in Würzburgs Museen das für ihre Schulklasse passende Bildungsangebot finden: Die Mappe wird jetzt an den städtischen Schulen verteilt. Sie ist das Ergebnis eines Seminars, in dem Lehramtsstudierende und Studierende der Museologie mehrere Monate lang intensiv recherchiert und anschließend ihr Ergebnis optisch ansprechend aufbereitet haben. Geleitet wurde das Kooperationsprojekt des Zentrums für Lehrerbildung und Bildungsforschung und der Professur für Museologie von der Museumspädagogin Petra Maidt.

Die Mappe stellt zehn Würzburger Museen in kurzen Steckbriefen als außerschulische Bildungs-, Erlebnis- und Lernorte mit speziellen Empfehlungen vor. Sie informiert, welche speziellen pädagogischen Angebote es in dem jeweiligen Museum gibt.

Sie informiert die Lehrkräfte über die Kosten von Gruppenführungen und wer Ansprechpartner ist ebenso wie über die Öffnungszeiten. Sämtliche grundlegende Informationen finden sich im ersten Teil der Infomappe auf einer Seite versammelt, ergänzt um spezielle Tipps, wie beispielsweise den Hinweis, dass im Kulturspeicher eine Euromünze für die Schließfächer benötigt wird.

Enge Anbindung an den Lehrplan

Die Anbindung an den Lehrplan steht im Mittelpunkt des zweiten Mappenteils. Sortiert nach Schulart, Fach und Jahrgangsstufe zeigt dieser Teil jeder Lehrkraft, ob es für sie in Würzburgs Museen ein passendes Angebot gibt, und wenn ja, welches. Wenn also Fünftklässer an Mittelschulen sich laut Lehrplan mit „Tieren und Pflanzen in unserer Umgebung“ auseinandersetzen sollen, könnten sie sich dafür auf den Weg in den Botanischen Garten machen.

Die Zusammenstellung ist demnächst im Internet abrufbar als Heft 1 der neuen Online-Reihe „Schriften und Materialien der Würzburger Museologie“.

Info und Kontakt

Schulen, die sich für das Angebot interessieren, können sich an den Fachbereich Schule der Stadt Würzburg wenden. Kontakt: T: (0931) 37-34 98, nadine.bernard@stadt.wuerzburg.de

„Meine Feder werd' zur Lanze!“ Erziehung zum Krieg 1914-1918 - Sonderausstellung im Lohrer Schulmuseum

Termin: 26.01.2014 bis 06.01.2015

Überzogener Patriotismus und kritiklose Anpassung an die politischen Kräfte des Staates bestimmten von Beginn des Ersten Weltkriegs an das Schulwesen und die gesamte Erziehung in dieser Zeit. Viele Pädagogen sahen in dem Krieg die Möglichkeit einer umfassenden „sittlichen Hebung, Erneuerung, Erstarkung“.

Vom Zinnsoldaten zum Pixelpiraten oder Krieg im Kinderzimmer

Über Alltagsschätze im Städtischen Museum
Von Nicolas Luckner



Der Teddybär aus Stoff wird zum Beschützer des Kuscheltierdorfes, welches von abtrünnigen Spielzeugsoldaten aus Blei und Zinn belagert wird. Nur der Plastikritter auf dem Dach eines Rennautos aus dem Überraschungs-Ei kann jetzt noch die gekidnappte Barbie vom Bleistift-Materpfahl aus den Fängen des niederträchtigen Tyrannosaurus Rex befreien ...

Jeder, der einmal Kind war und die Freiheit des Spielens genossen hat, kennt dieses oder ähnliche Szenarien, denn „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt“ (F. Schiller).

So sind es Kinder, die mit viel Hingabe für fantastische Abenteuer in all ihrer Freiheit die Dinge unvoreingenommen betrachten. Und das ist auch gut so. Lästige Hürden zwischen Machbarem und Unmöglichem existieren noch nicht. Die Regieanweisungen sind klar: alles ist erlaubt! Materialien erhalten eine individuelle Bedeutung und erfahren individuelle Funktionen. Was sich für Erwachsene als kindliches Getue darbieten mag, ist ein wichtiger Schritt zum kreativen und abstrakten Denken des heranwachsenden Menschen.

Figürliche Spielzeuge sind bereits zur Zeit der Pharaonen im alten Ägypten nachweisbar. Auch im antiken Rom gab es schon ähnliche Massivfiguren. Aus dem Mittelalter existiert so manches Rit-

ter- und Turnierspielzeug aus Bronze. Das Spielen mit Zinnsoldaten ist jedoch klar von diesen Vorläufern zu trennen.

Am Anfang war der Zinnsoldat kein Spielzeug. So nutzte Wilhelm I. von Oranien im 16. Jahrhundert Zinnsoldaten zur visuellen Kriegsführung, um sich auf die anrückenden Holländer taktisch vorzubereiten.

Der Zinnsoldat, wie man ihn aus Literatur

Bis in das 19. Jahrhundert war das Spiel mit Zinnsoldaten ein Privileg adeliger Burschen. Der teure Werkstoff Zinn eignete sich dabei am besten als Material, da er beim Verbiegen nicht sofort brach. Oft wurden Legierungen aus Blei und Zinn verwendet.

Die industrielle Revolution bildete den Ausgangspunkt der Totalvermarktung vom Kriegsspielzeug. Durch die Mas-

„Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt“ (F. Schiller).

senanfertigung landete der Zinnsoldat mit einer europäischen Normierung von 54 mm im Paket auch unter dem Weihnachtsbaum. Die Kriege dieser Zeit dienten dabei als Vorlage für Uniform, Bewaffnung und Darstellung der oft flachplastischen Figuren. Ganze Regimenter von reitender Artillerie und Infanterie, vom marschieren-

den Tambourmajor bis zum sterbenden Linien-Infanteristen an vorderster Front, wurden nach historischem Vorbild bis in das späte 20. Jahrhundert hergestellt.

Verschiedene Verfahren zur Fertigung von Blei- und Zinnsoldaten wurden immer weiter revolutioniert. So gab es lange Zeit das Hohl-gussverfahren, bei dem durch Wirbeln das flüssige Blei in der kalten Form eine Figur entstehen ließ. Erst in den 1960er Jahren erkannte man, dass Blei gesundheitsschädigend ist und stellte dieses Verfahren ein. Von Massiv- über Hohl-guss- bis hin zu Elastolinfiguren, die aus einer Materialmischung aus Holz, Leim und Ton um ein Drahtgestell geformt und bemalt wurden, gab es auch das Spritzgussverfahren, um Plastiksoldaten im Miniaturformat herzustellen.

Mit dem Verlangen eines nationalen Strebens der europäischen Großmächte des beginnenden 20. Jahrhunderts wur-

den

wur-

den Zinnsoldaten auch als Propaganda zur Kriegsverherrlichung und Kriegsvorbereitung der Jugend verwendet. Dies ist wohl einer der Gründe weshalb man die uniformierten Abbilder aus dem Sortiment zahlreicher Spielwarengeschäfte getilgt hat. Zwar beschäftigen sich aktuelle Spielfigurenkonzepte mit dem gegenseitigen Bekriegen, Soldaten aus Blei oder Zinn lassen sich hingegen nur noch im Internet, auf Flohmärkten, speziellen Börsen oder Auktionen käuflich erwerben.

Heutzutage laufen mehr oder weniger martialisch uniformierte Truppen über den Computerbildschirm und werden mit Mausclicks und Fernsteuerungen

Die Verantwortung für den Umgang mit Waffen, Krieg und Moral in Computerspielen bleibt den Machern und Herstellern vorbehalten, das Bewusstsein dafür ist oft hinterfragungswürdig. Deshalb ist es umso wichtiger, dass Kinder und Jugendliche zwischen virtuellen und realen Inhalten abstrahieren können, dies ihnen gelehrt wird.

Aber werden sich Kinder der Zukunft noch mit dinghaften Spielzeugen abgeben?

Fast wirkt „Pixar's Toy Story“ der 1990er Jahre wie ein Abschiedssalut auf die Ära einer mit Figuren spielenden Jungeneration. Aberwitzig, dass dieser Film den Auftakt einer mit Computern animierten

auch die Geschichte eines militärisch ausgerichteten Kitzingens erzählt, in welcher auch Zinnsoldaten vorkommen. Das Kitzingen, wie seine Bewohner es heute vielleicht wahrnehmen - ruhig und beschaulich - sah einmal ganz anders aus. Kriegerische Konflikte und zerrüttende Umstände haben eine Stadt gezeichnet, in der wahrhaft viel Bewegendes passiert ist. So war die Stadt schon im frühen 20. Jahrhundert zu einem Luftwaffenstandort auserkoren.

Im hinteren Teil der Dauerausstellung im Städtischen Museum wird dieses Thema in einem Flur mit hohen Vitrinen vielschichtig illustriert und vertieft. Hier setzt man sich auch kritisch mit der Situation

napoleonischer Schlachten und Regimentern des deutschen Kaiserreiches zusammensetzt, Stück für Stück zu erschließen.

Das so genannte Inventarisieren ist der Schlüssel zum Bewahren von materiellen Hinterlassenschaften und dem sachgerechten Aufbereiten für Sie als interessierte Besucher. Dabei spielen vor allem die Erfassung und eine möglichst einheitliche Beschreibung des Objektes eine erhebliche Rolle.

Bei im Durchschnitt 54 mm hohen und bemalten Figuren muss man schon sehr genau hinsehen, um auch die Details zu erkennen. So stolperte ich in einer Schlachtenszene ermüdeter Linien-In-



von Jung und Alt bedient. Ein großer Markt an Kriegsspielen zeugt davon, dass das Spielen in kriegerischen Szenarien nachgefragt bleibt. Piratenschiffe und Ritterburgen haben sich dematerialisiert, aber sich auf den Bildschirmen von Handys, Spielkonsolen und Computern zu Pixelhaufen wieder zusammengesetzt. Raubritterzüge und Schatzsuchen finden im Wohnzimmer im Fernseher statt. Namhafte Symphonieorchester und prominente Schauspieler werden für cineastische Computerspielsequenzen angeheuert. Computerspiele wurden unlängst als Segment unserer Kultur anerkannt.

Die Dimensionen der Computerspielindustrie sind gigantisch, betrachtet man nur die Bandbreite an Endgeräten. Kriegsspiele richten sich allerdings an erwachsene Spieler; verharmlosende Ableger für Kinder und Jugendliche gibt es dennoch.

Kinderfilmindustrie einleitet, erzählt er doch von der Liebe eines Jungen zu seinem Spielzeug.

Kinder werden immer und zu allen Zeiten spielen, wenn sie können. Auch wenn sich digitale Inhalte auf den Umgang mit materiellem Spielzeug auswirken, ist das kein Grund zur Panik. Es geht eher darum, die Möglichkeiten von Materiellem neu zu entdecken und Kindern immer die Möglichkeit zu geben, ausgelassen zu spielen und ihrer Fantasie keine Grenzen zu setzen.

Wer die standhaften Truppen aus Zinn heutzutage bestaunen will, muss nicht erst an einer Auktion teilnehmen. Ein Besuch im Städtischen Museum Kitzingen eröffnet vielseitige Eindrücke zu einem teilweise sehr düsteren Thema: Krieg und Frieden der Stadt Kitzingen.

Hier werden nicht nur die berühmten Arbeiten bayerischer Büchsenmacher aus dem 18. Jahrhundert gezeigt, sondern

der Stadt im dritten Reich auseinander. Ebenfalls findet man hier Zinnsoldaten und Kriegsspielzeug vom 19. bis in das 21. Jahrhundert, die unter dem Aspekt der Kriegspropaganda im dritten Reich ausgestellt werden. Man erhält eine ungefähre Vorstellung davon, wie eine ganze Kindergeneration beeinflusst und manipuliert wurde, weil sie spielen wollte. Dieser Beitrag zum Kriegsspielzeug entstand während meines Betriebspraktikums im Städtischen Museum Kitzingen. Als fortgeschrittener Student der Museologie an der Uni Würzburg arbeite ich als Praktikant in der wissenschaftlichen Abteilung des Museums mit.

Im Museumsdepot stieß ich auf eine in Kisten ruhende Sammlung von Zinnsoldaten. Schließlich war auch ich einmal Kind und habe, wie viele andere Jungen auch, mit Soldaten gespielt. Ich konnte ich nicht anders, als dieses beachtliche Konvolut, welches sich aus Einheiten

fanteristen über eine Darstellung mit christlichen Motiven. Denn im Detail liegt die wahre Leidenschaft der Schöpfer von Zinnfiguren. Weit aufgerissene Augen und Münder und golden glänzende Helme reitender Artillerie verblüffen angesichts des Maßstabs im Verhältnis zum Detailgrad. Es lohnt sich also genau hinzusehen. So dürfen sich künftige Museumsgäste der deutschlandweit rar ausgestellten Zinnfiguren auch in Kitzingen über historisches und vor allem materielles und nicht digitales Spielzeug nachdenklich erfreuen.

Text und Fotos: Nicolas Lucker
Zu den Fotos von links nach rechts:

1. – 3. Französische Linien-Infanterie, Napoleonische Kriege
4. Bayerische Chevaulegers, Deutsche Heere
- Bestand Städtisches Museum Kitzingen
5. -6. Verschiedene Zinnsoldaten
- Bestand: Städtisches Museum Kitzingen

Rechenzentrum &
IT-Dienste

Auf einen Blick

Dienste

Wir über uns

Nahe dran am "Dornauszieher"

Einsatzszenarien gibt es viele für den 3D-Technik des Rechenzentrums. Im aktuellen Fall konnte für das Scanprojekt sogar das Mainfränkische Museum besucht werden.

Im Sommersemester 2014 hat der Lehrstuhl für Museologie um Prof. Fackler und Mitarbeiterin Petra Maitt sowie Diana Löffler vom Lehrstuhl für psychologische Ergonomie das Seminarthema "Objekte erleben - Benutzerzentrierte Gestaltung im Museum" angesetzt. Dahinter verbergen sich Bemühungen um neue Konzepte für Zielgruppen in der Museumswelt, die auf den ersten Blick nicht zu den besucherstärksten gehören. Junge Familien, Kinder und Jugendliche und junge Leute allgemein sollen verstärkt angelockt werden.

Recht naheliegend ist da der Einsatz populärer Technik wie z.B. Tablets, interaktive Monitore, etc., um die Museumsinhalte - didaktisch aufbereitet - "begreifbarer" zu machen. Hier kommt nun als eine Möglichkeit die Scantechnologie des Rechenzentrums ins Spiel.

Bei einem Treffen im Mainfränkischen Museum galt es, den dortigen "Dornauszieher", eine lebensgroße Statue von Johann Peter Wagner aus dem 18. Jahrhundert, zu digitalisieren. Die Daten sollten dabei sowohl als räumliches Modell an einem PC aufbereitet werden, als auch am 3D-Drucker in skaliert Form gedruckt werden.

Phase 1: Scannen der Statue

In weniger als 15 Minuten wurde die Statue in insgesamt sieben Teilscans erfasst. Dabei zeigte sich, dass das Steinmaterial sehr gut gescannt werden kann. Probleme gibt es eher bei spiegelnden oder glänzenden Oberflächen.



Begutachtung der Scanergebnisse (Foto: G. Fackler)

Phase 2: Nachbearbeitung der Scans

Deutlich zeitaufwändiger war die Phase 2. Um ein vollständiges 3D-Abbild zu erhalten, müssen die Teilscans anhand eindeutiger Merkmale (z.B. Hände, Augen, Nase, etc.) zusammengebaut werden. Eine Software unterstützt diesen Prozess. Nach Behebung kleiner Scanfehler und der Gesamtoptimierung des Modells kann man dann die fertige 3D-Variante begutachten.



Erheblicher Bearbeitungsbedarf der Teilscans



Quick Links

[Anträge und Formulare](#)[Benutzerservices](#)[Dienste anderer Bereiche](#)[Informationen](#)

Anlaufstellen

Hotline und Beratung:

E-Mail:

hotline@rz.uni-wuerzburg.de

Telefon: 0931/31-85050

Mo.-Do.: 9.00 - 18.00

Uhr

Fr.: 9.00 - 15.00 Uhr

ab 14.07:

Mo.-Do.: 9.00 - 16.30

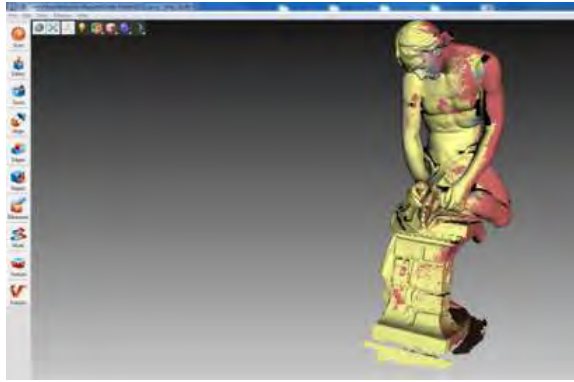
Uhr

Fr.: 9.00 - 13.00 Uhr

Gebäudeöffnungszeiten:

Mo.-Fr.: 7.30 - 18.00

Uhr



Nun fehlt noch Feintuning und natürlich die Textur



Ergebnis der Arbeitsschritte (vgl. Foto rechts oben)

Phase 3: Einsatz des 3D-Druckers

Das fertige 3D-Modell wird nun in ein Drucker-kompatibles Format gewandelt, wobei sichergestellt werden muss, dass es "watertight", also wasserdicht ist. Der Drucker kann nur solche Objekte drucken, die keine Löcher oder Lücken in ihrer Struktur aufweisen.

Nach insgesamt ca. einem Tag Arbeit kann man beide Varianten, die am Bildschirm und das ausgedruckte Exemplar, bewundern.

Einsatzmöglichkeiten

Umgewandelt in ein 3D-pdf-Format könnte der Dornauszieher nun z.B. an Tablets direkt bei der Statue aufgespielt werden, verbunden mit weiteren Informationen zu Kunstwerk und Bildhauer. Auch eine interaktive Ergänzung der Museums-Homepage wäre möglich. Das gedruckte Modell könnte blinden Mitmenschen einen Eindruck vom Aufbau der Statue geben. Grundsätzlich sind auch andere Einsatzszenarien denkbar.

"Spannend war der Einsatz der Scan-Technik beim Besuch im Museum auf alle Fälle", so Prof. Fackler bei der Abschlusspräsentation der fünf Arbeitsgruppen des Seminars.

Weitere Informationen zum Thema 3D-Scan und -Druck gibt es [hier](#)...

Von: M. Tscherner

09.07.2014, 08:10 Uhr

[<- Zurück zu: Startseite](#)

Sich selbst und Exponate gekonnt in Szene setzen

Kulturvermittlung: Mascha Eckert aus Sendelbach will Theater und Museum miteinander verbinden

LOHR. Schon die Vierjährige kassierte tosenden Applaus – und war schier nicht mehr von der Bühne zu bringen. »So jedenfalls erzählen es mir meine Eltern«, erinnert sich Mascha Eckert. Die 21-Jährige aus Sendelbach liebt es, Theater zu spielen und zu tanzen. Viel Beifall erhielt sie für ihr Talent bereits zu Schulzeiten.

Der Höhepunkt ihrer bisherigen Karriere war ihr Auftritt als Salomé im gleichnamigen Stück von Oscar Wilde heuer im Mai im Würzburger Theater am Neunerplatz.

Mascha Eckert mag keine Luftschlösser bauen. Deshalb entschied sie sich gegen ein Schauspielstudium nach dem Abitur am Lohrer Franz-



Mascha Eckert.

Ludwig-von-Erthal-Gymnasium im Mai 2011. Seit drei Jahren studiert sie Museologie in Würzburg: »Doch nebenher werde ich auf jeden Fall immer Theater spielen.«

Neues Projekt in Aussicht

Ein neues Projekt am Theater am Neunerplatz steht in Aussicht. Wie sie an diese in Würzburg renommierte Off-Theater-Bühne herangekommen ist? »Ich kenne Regisseur Matthias Hahn«, berichtet die Museumsexpertin in spe. Der nämlich arbeitet mit den Lohrer Gauklern zusammen. Und hier machte 2010 auch Mascha Eckert mit: »Beim Stück ›Dracula‹.«

Welcher leidenschaftliche Schauspieler würde nicht von einer Trophäe wie dem Golden Globe, dem Bambi oder gar einem Oscar träumen. Auch Mascha Eckert erlaubt sich manchmal, insgeheim von einer Theaterkarriere zu fantasieren. Doch von Berufs wegen zu schauspielern, das ist ein hartes Brot, weiß sie. Dann lieber einen soliden Beruf erlernen und die Schauspielkunst als Hobby betreiben. »Auf jeden Fall möchte ich mich weiterentwickeln«, betont die junge Frau. Deshalb nimmt sie im Sommer in Berlin an einem einwöchigen Schauspielkurs teil. An ihrem Ausdruck will sie feilen: »Und an der Bewegung auf der Bühne, wenn die Figur gerade nicht spricht.«

Zur Person: Mascha Eckert

Mascha Eckert (21) aus Lohr-Sendelbach ist neben ihrem Studium der Museologie in Würzburg als Schauspielerin tätig. Kürzlich stand sie als Hauptfigur im Stück »Salomé« von Oscar Wilde erstmals auf der Bühne des renommierten Würzburger Theaters am Neunerplatz. **Kindern mit den Mitteln des Theaters in Museen Wissen über geschichtliche Zusammenhänge zu vermitteln**, das wäre der Traum der jungen Frau, an dem sie derzeit bereits strickt. (pat)

Man muss nicht jedes Talent in klingende Münze umsetzen, so Mascha Eckert.

Ihr Studium findet sie im Übrigen sehr spannend. Auf das an der Uni Würzburg vor vier Jahren neu eingeführte Fach Museologie kam sie durch Zufall: »Ich war nach dem Abi mit meiner Mutter einkaufen. Da meinte sie, wir sollten uns ein Vorlesungsverzeichnis der Würzburger Uni besorgen.«

Mascha Eckert war begeistert, als sie las, dass in Würzburg Museumsfachleute ausgebildet werden. Denn nach dem Theater sind Museen ihre große Leidenschaft. Dass es ihr Spaß machen würde, in einem Museum zu arbeiten, bestätigten ihr Praktika wie im Lohrer Spessartmuseum.

Für Mascha Eckert sind museale Objekte alles andere als »tot«. Sie erzählen im Gegenteil spannende Geschichten. Wobei es, wie bei einem als »verstaubt« angesehenen Theaterstück, darauf ankommt, sie geschickt zu inszenieren.

In ihrem Studium lernt Mascha Eckert, Texte zu Objekten griffig zu formulieren, so dass wichtige Informationen im Vorbeischlendern schnell erfasst werden können.

Sie befasst sich auch mit der Historie der Museen. Faszinierend sind für

» Ich werde nie meinen Besuch des Wiener Schlosses Schönborn mit sieben Jahren vergessen. «

Mascha Eckert, Schauspielerin

die junge Frau die »Wunderkammern« und Kuriositätenkabinette als Museumsvorläufer.

Vor allem ethische Aspekte interessieren sie dabei: Was dachten sich die Menschen, wenn sie Porträts von »Zwergen« zeigten? Oder auf Volksfesten »exotische« Menschen ausstellten? Mit Blick auf die Körperweltenausstellung führt dies zur bis heute aktuellen Frage, was man aus ethischen Gründen denn wie zeigen sollte. Und was nicht.

Einmal ein Museum zu leiten und dabei mit Elementen des Theaters zu arbeiten, das sieht Mascha Eckert als realistische Zukunftsperspektive für sich.

»Ich werde nie meinen Besuch des Wiener Schlosses Schönborn mit sieben Jahren vergessen«, erzählt sie. Nach der Führung durften sich die Kinder verkleiden und kleine Szenen spielen.

Museum und Theater, das sind keineswegs zwei disparate Welten. Theaterkunst und Theaterpädagogik bieten vielmehr eine spannende Möglichkeit, Geschichte auf lebendige Weise zu vermitteln. »Mit Kindern zu arbeiten, macht mir ohnehin Spaß«, sagt die Kunst- und Kulturliehaberin. Die selbst sehr neugierig ist auf ihren weiteren Weg – bei dem sie das Theater auf jeden Fall niemals aus dem Blick verlieren möchte.

Pat Christ



Als Salomé begeisterte Mascha Eckert im Mai dieses Jahres das Publikum im Würzburger Theater am Neunerplatz.

Fotos: Pat Christ



2. AUGUST 2014
22:30 UHR

Spektakuläres
Schneewittch
Musikfeuer



Die echte Bahn fährt schon lange nicht mehr, der Kindergarten Rasselbande ließ jedoch einen Zug vorfahren.

Foto: Rudolf Landauer

Haus und Areal sind selbst Geschichte

WIDDERN 384 000 Euro teures Museum im alten Bahnhof eingeweiht

Von Rudolf Landauer

Am Widderner Bahnhof fuhr am Samstag das Jagsttalbähnle ein: wohl zum letzten Mal. Bei der Einweihungsfeier des Museums im alten Bahnhof überraschten Mädchen und Buben des Kindergartens Rasselbande die Gäste mit ihrem lustigen Zügler und erinnerten auf ihre Weise an die stillgelegte Jagsttalbahn mit dem Lied: „Auf der schwäb'schen Eisenbahn“. Ein gelungener Auftakt für einen vorläufigen Schlusspunkt, dem ein recht steiniger Weg vorausging.

Kontrovers In der jüngeren Vergangenheit wusste in Widdern nicht jeder so recht, was mit dem stillgelegten, 1901 gebauten Bahnhof an der Schmalspurbahn Möckmühl – Dörzbach eigentlich geschehen soll. Bedenken trugen sorgten für diverse Diskussionen um den Erhalt der Jagsttalbahn, was auch Auswirkungen auf die Nutzung des Bahnhofes hatte.

Bürgermeister Jürgen Olma: „Für mich war es ein Tiefschlag, als im November 2001 im Gemeinderat keine Mehrheit zustande kam“,

stellte er bei seiner Rede heraus. Umso mehr freute sich der Schultes, jetzt der Öffentlichkeit ein gelungenes Werk zu präsentieren.

Was mutige Pioniere am Beginn des 20. Jahrhunderts leisteten, indem sie das zuvor abgehangene Jagsttal mit einer Schmalspurbahn erschlossen, sollte nun nicht einfach vergessen werden. Und was Idealisten, Historiker und Kommunalpolitiker mit wissenschaftlicher Begleitung in Widdern auf den Weg gebracht und realisiert haben, hat durchaus Modellcharakter in der Museumslandschaft.

„Was in Widdern entstanden ist, ist beispielhaft.“

Professor Guido Fackler

Für 384 000 Euro wurde eine museale Einrichtung geschaffen, die nicht nur die Geschichte der Jagsttalbahn als Inhalt hat, sondern auch die Orts- und Verkehrsgeschichte der kleinsten eigenständigen Stadt Baden-Württembergs aufnimmt.

Erst als 2013 Geld zur Realisierung aus EU-Mitteln und des durch Landesfördergeldern getragenen Leader-Programms bereitgestellt wurde, kam Dampfkraft in das Projekt.

„Wir haben eine Punktlandung hinkommen“, sagte Olma, der dem Macher und Ideengeber, Gerd Schäfer, Bauforscher aus Schwäbisch-

Hall, für seine engagierte Arbeit dankte.

Professor Dr. Guido Fackler von der Würzburger Uni und Museologe führte aus: „Was in Widdern entstanden ist, ist beispielhaft. Hier wird Geschichte nicht nur durch Exponate vermittelt, das Haus und das Areal sind selber Geschichte“, bescheinigte er. „Es kommt nicht darauf an, wie viele Menschen in ein Museum gehen, sondern um wie viel gewitzter sie herauskommen“, fügte er an.

Leitung Bernd Beck aus Öhringen, der bei Fackler studiert hatte, wurde mit einem 25-Prozent-Deputat die Museumsleitung übertragen. Ihm steht eine schwierige, aber reizvolle Aufgabe bevor. Es gilt, das Museum in das Bewusstsein der Menschen zu bringen und zudem ein Museumsnetzwerk mit aufzubauen. Dazu sagte ihm der Leiter des Hohenloher Freilandmuseums, Michael Happe, seine Unterstützung zu. „Was in Widdern geschah, hat Vorbildwirkung und bereichert die Region“, sagte er. Das Museum soll Bildung, Freude, Spaß und Genuss vermitteln, fügte Happe an.

Warterraum und Paketschuppen

Die Räume in dem 1900 erbauten alten Bahnhof sind eine Mischung aus inszeniertem Freilichtmuseum und flexiblem Kultur-Treffpunkt. Von 1901 bis 1988 fuhr die Bahn zwischen Möckmühl und Dörzbach und beförderte meist landwirtschaftliche Produkte. Im Museum sind Warterraum, Paketschuppen, Gleisanlage und die Woh-

nung des Ein-Mann-Betriebs des Vorstands museal aufbereitet. In den Regalen liegen alte Fahrkarten, Paketanhänger, Stempel und Formulare. Dezent wurden Licht- und Video-Technik installiert. Das Museum soll in ein noch aufzubauendes Netzwerk in der Region integriert werden und ist jeden zweiten Sonntag geöffnet. lan

Nussmühle und Bohnenschnitzler

Dorfmuseum öffnete beim Tag des offenen Denkmals seine Pforten

Von Ute Plückthun

LANGENBRETTACH Die mehr als 5000 ehrenamtlichen Arbeitsstunden haben sich gelohnt: Bücher, Fotos, Dokumente und vor allem eine ungeheure Anzahl von teilweise voll funktionstüchtigen Gegenständen machen aus dem Langenbrettacher Dorfmuseum einen historisch lebendigen Ausstellungsort der besonderen Art. Auch Innenminister Reinhold Gall zeigte sich beeindruckt, als die Mühle und die angrenzende Scheune im Rahmen des



Juratovic. Auch der CDU-Landtagsabgeordnete Dr. Bernhard Lasotta würdigte die vielen fleißigen Helfer, die das Dorfmuseum zu einem Anziehungspunkt über Langenbrettach hinaus machten: „Sie haben das Geschehen des Ortes bewahrt und zeigen es so, dass es etwas Bleibendes für die heutige Zeit ist.“ Thomas Reuter, Vorstand der Volksbank Möckmühl-Neuenstadt, überreichte einen Scheck über 3000 Euro zur Anschaffung weiterer Vitruen.

Mainpost

26.10.2014 14:31 Uhr, Würzburg

ZWISCHENBILANZ: VIEREINHALB JAHRE DIALOG ERINNERUNGSKULTUR

Vor viereinhalb Jahren begannen der damalige OB Georg Rosenthal und Kulturreferent Muchtar Al Ghusain, die bis dahin gepflegten Formen Würzburger Gedenk- und Erinnerungskultur kritisch zu überdenken. Seither hat sich einiges verändert. Man denke an die überarbeiteten Texte im Gedenkraum zum 16. März 1945 im Rathaus.



Vor viereinhalb Jahren begannen der damalige OB Georg Rosenthal und Kulturreferent Muchtar Al Ghusain, die bis dahin gepflegten Formen Würzburger Gedenk- und Erinnerungskultur kritisch zu überdenken. Seither hat sich einiges verändert. Man denke an die überarbeiteten Texte im Gedenkraum zum 16. März 1945 im Rathaus oder an die Ausstellung „Tradition und Propaganda“, bei der im letzten Jahr Kunst aus der Zeit des Nationalsozialismus in der Städtischen Sammlung im Kulturspeicher gezeigt wurde.

Es gibt aber noch viel zu tun, erläuterte Kulturwissenschaftlerin Bettina Keß, die im Auftrag des Kulturreferats das Projekt „Dialog Erinnerungskultur“ steuert, im Schul- und Kulturausschuss.

Sie blickte zurück auf bisher drei Bürgerwerkstätten, mehrere Informationsfahrten, die Ausstellung im Kulturspeicher sowie mehrere Forschungsprojekte, die zum Teil noch nicht abgeschlossen sind. Eine vierte Bürgerwerkstatt am Samstag, 8. November, wird sich zunächst ab 13 Uhr in zwei Workshops mit den Themen „1933 ff. Das Staatskonservatorium der Musik zwischen Kunst und Politik“ sowie „Der ‚vergessene Völkermord‘ an den Sinti und Roma“ beschäftigen. Anschließend spricht ab 15.30 Uhr Main-Post-Redakteur Roland Flade zum Thema „Geschichte und Geschichten: Würzburg-Forschung seit 1945“.

Stadtmuseen mit Zukunft

Ein weiteres Projekt in naher Zukunft ist die vierteilige Vortragsreihe „Stadtmuseen mit Zukunft“, ein Thema, das in Würzburg seit längerem diskutiert wird. Die Vortragsreihe ist eine Kooperation des städtischen Dialogs Erinnerungskultur mit dem Mainfränkischen Museum und der Professur für Museologie an der Universität. Den Anfang macht am Mittwoch, 29. Oktober, Jan Gerchow, der Direktor des Historischen Museums Frankfurt. Er spricht zum Thema „Geschichte, Gegenwart und Zukunft – Das Stadtmuseum als Diskursort“. Der Vortrag findet um 19 Uhr im Hörsaal 1 der Alten Universität in der Domerschulstraße 16 statt. Weitere Termine sind am 12. November, 10. Dezember und 21. Januar.

Als Aufgaben für die Zukunft nannte Bettina Keß vor allem die Erweiterung der Zielgruppe, um noch mehr, vor allem jüngere, Menschen für das Thema Erinnerungskultur zu gewinnen. Daneben sollten bereits bestehende Kooperationen ausgebaut werden. Auch gelte es, über „kritische“ Gedenkorte zu informieren, sie zu kommentieren und gegebenenfalls zu intervenieren. Das gelte auch für Straßennamen, so Keß.

Die Debatte um OB Zimmerer

Damit rief sie CSU-Stadtrat Erich Felgenhauer auf den Plan. Der verwies auf die laufende Diskussion über die mögliche Umbenennung der Dr. Helmuth-Zimmerer-Straße in Lengfeld. Dabei müsse man die gesamte Lebensleistung des früheren Würzburger Oberbürgermeisters bewerten und dürfe nicht nur einen Teil seiner Biografie berücksichtigen.

Der spätere OB hatte während der Nazizeit eine juristische Doktorarbeit verfasst, die Kulturreferent Muchtar Al Ghusain in der Sitzung als „widerwärtig, rassistisch und antisemitisch“ bezeichnete. Al Ghusain wies aber auch darauf hin, dass Zimmerer sich während seiner Amtszeit als OB für den Neubau der Synagoge engagiert und ein gutes Verhältnis zum damaligen Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde, David Schuster, gepflegt habe.

Man mache es sich bei der laufenden Diskussion über die mögliche Umbenennung der Straße nicht leicht und gehe mit den sich stellenden Fragen „hartnäckig, ausdauernd, umsichtig und besonnen“ um.

Dabei stehe auch der Gedanke im Raum, überall dort, wo der Name Zimmerers öffentlich auftauche, auf die Nennung des Dokortitels zu verzichten. Bei dieser wie bei allen anderen ähnlichen Entscheidungen sei es besser, sich Zeit zu nehmen als schnellen Aktionismus an den Tag zu legen, so der Kulturreferent.

Quelle: mainpost.de

Autor: Karl-Georg Rötter

Artikel: <http://www.mainpost.de/regional/wuerzburg/Zwischenbilanz-Viereinhalb-Jahre-Dialog-Erinnerungskultur;art735,8397341>

Wiederverwertung nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung

Ist ein Stadtmuseum Luxus?

Vortragsreihe will die Diskussion über eine stadthistorische Ausstellung anfechten

Von unserem Redaktionsmitglied
KARL-GEORG RÖTTER

WÜRZBURG Die Stadt hat eine über 1300-jährige Geschichte, aber keinen Ort, an dem diese geschlossen und umfassend dokumentiert wäre. Da gibt es zwar die 1992 eröffnete stadthistorische Abteilung im Mainfränkischen Museum. Doch zeigt sie nur einen Ausschnitt aus Historie Würzburgs – und sie klammert vor allem die Betrachtung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mitsamt der Zerstörung am 16. März 1945 fast vollständig aus. Wie Stadtmuseen heute aussehen und wie sie ihre Funktion erfüllen können, will jetzt eine Vortragsreihe zeigen. Das Thema Stadtmuseum soll in Würzburg (wieder) ins Bewusstsein rücken.

Veranstalter der vierteiligen Reihe sind das städtische Kulturreferat und der Dialog Erinnerungskultur, die Abteilung Museologie an der Universität sowie das Mainfränkische Museum. In der Vergangenheit hatte sich Kulturreferat Al Ghusain mehrfach für ein Museum über die Würzburger Geschichte eingesetzt. Im Jahr 2011 hatte sich die Stadt für das Museum der bayerischen Geschichte beworben, in dem auch Würzburg eine Rolle spielen sollte. Den Zuschlag erhielt aber Regensburg.

Seither hat sich in Sachen Würzburg-Museum nicht mehr viel bewegt. Das Mainfränkische Museum sei kein Stadtmuseum, merkte der Würzburger Museologe Professor Guido Fackler bei der bestesten besuchten Auftaktveranstaltung der Reihe in der Alten Universität an. Die Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts eröffneten Stadtmuseen seien vor einiger Zeit in eine Krise geraten, so Guido Fackler. Inzwischen gebe es jedoch eine neue Einstellung und spannende Entwicklungen zu diesem Museumstypus. Diese Diskussion wolle man mit der Vortragsreihe nach Würzburg holen.

Die Universität, so Vizepräsident Wolfgang Riedel in seiner Begrüßung, ziehe sich durch ihre zugänglichen Sammlungen gerade nicht in einen Elfenbeinturm zurück – sondern präsentiere sich als eine öffentliche Bildungs- und Kulturinstitution.

„Da gibt es noch eine Leerstelle in der Darstellung der Stadtgeschichte.“

Muchtar Al Ghusain über das Modell der zerstörten Stadt

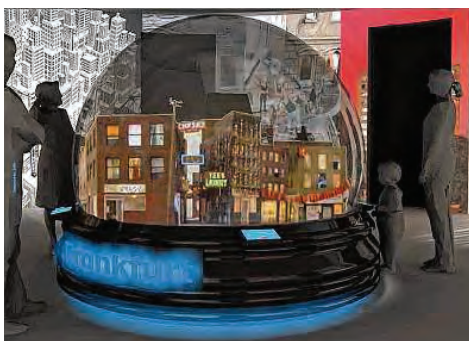
Es sei wichtig, sich dem Diskurs, wie Stadtgeschichte heute dargestellt werde, zu öffnen, sagte Kulturreferent Al Ghusain. Ein Stadtmuseum sei kein Luxusprojekt, sondern habe wesentlich mit der Identität einer Stadt zu tun. Wenn er auf dem Weg zu seinem Büro täglich am Modell des zerstörten Würzburg vorbeikomme, „beschleicht mich ein gewisses Unbehagen über diese Form der Erinnerungskultur“, sagt Al Ghusain. Das Modell und die Zerstörung am 16. März seien nur durch die zwölfjährige Vorgeschiehte verständlich: „Da gibt es noch eine Leerstelle in der Darstellung der Stadtgeschichte.“

Claudia Lichte, die Leiterin des Mainfränkischen Museums, konstatierte, dass die 1992 eröffnete stadthistorische Abteilung im Museum auf der Festung „nicht mehr heutigen Standards entspricht“. Da die Sammlungen Mitte des 19. Jahrhunderts enden, sei auch nur ein Teil der Stadtgeschichte dargestellt. Es mangle an Exponaten aus dem Alltag der Menschen, stattdessen handele es sich bei den meisten Ausstellungsstücken um Gegenstände, die von Wohlhabenden in Auftrag gegeben wurden. Sie selbst sei begeistert von den Sammlungen, sagte Claudia Lichte. Und stellte selbst die Frage, ob ein hochkarätiger Bestand allein für eine adäquate Darstellung ausreiche.

Einen solchen hat mit über 600.000 Objekten auch Jan Gerchow, der Leiter des Historischen Museums in Frankfurt, zur Verfügung. Weil sein Museum aus allen Nähten platze, wird in Frankfurt gerade ein großzügiger Neubau errichtet. Mit seiner Konzeption will sich das Haus in der Mainmetropole jetzt vom historischen Fachmuseum zum Stadtmuseum verwandeln.



Traditionell und bieder: Würzburger Stadtgeschichte wird im Fürstentum auf der Festung Marienberg ganz klassisch mit Modellen in Vitrinen und Bildern an den Wänden präsentiert. FOTO: THERESA MÜLLER



Modern und rund: Im Foyer des neuen Frankfurter Museums wird eine Schneekugel Ausschnitte der Stadthistorie zeigen. FOTO: MUSEUM FRANKFURT



Klassisch: Das Modell des zerstörten Würzburg. FOTO: THERESA MÜLLER

Standpunkt

Geschichte unter einem Dach

Alltagsleben der Würzburger kommt bislang zu kurz

Von KARL-GEORG RÖTTER
karl-georg.roetter@mainpost.de

Würzburg hat eine über 1300-jährige Geschichte. Was Würzburg aber nicht hat, ist ein Ort, an dem diese wechselvolle Geschichte der Stadt für die Öffentlichkeit zugänglich dokumentiert und präsentiert wird. Und zwar in einer zeitgemäßen Form fern von volkstümlichen Heimatmuseen.

Die bisher an mehreren versprengten Orten dargestellte Geschichte Würzburgs ist im wesentlichen die einer aristokratisch-feudalistischen Sichtweise. Das Alltagsleben der einfachen Menschen, die gerade den Kern einer Stadtgesellschaft ausmachen, kommt dabei viel zu kurz. Das gilt vor allem auch für die zwölf Jahre der Naziherrschaft, die ursprünglich waren für ein heute immer noch nachwirkendes Trauma: die Zerstörung der Stadt am 16. März 1945.

Die Geschichte einer Stadt gehört zu ihrer Identität und ist es deshalb

wert aufgearbeitet und lückenlos dargestellt zu werden. Nicht in einer antiquarischen Aufbewahrungsanstalt, sondern an einem kritischen Vermittlungsort. Denn nur wer seine Geschichte kennt, kann daraus auch die notwendigen Lehren für Gegenwart und Zukunft ziehen.

Deshalb muss in Würzburg die Diskussion über ein stadthistorisches Museum angestoßen und geführt werden. Sowohl inhaltlich als auch im Hinblick auf einen geeigneten Standort. Der kann nicht irgendwo am Rand der Stadt liegen, sondern nur dort, wo auch die Menschen, einheimische wie fremde, sind. Also in der Innenstadt. Die Sanierung und Umgestaltung auf der Festung Marienberg böten einen geeigneten Ansatzpunkt.

Und warum sollte nicht auch mal in Würzburg eine große Lösung dabei herauskommen? Beispielsweise eine zumindest teilweise Rückführung der Riemenschneider-Abteilung aus der Festung in ein stadthistorisches Museum in der Innenstadt.



Mainpost

10.11.2014 17:11 Uhr, Würzburg

VORTRAG AM MITTWOCH: STADTMUSEEN MIT ZUKUNFT

Am Mittwoch, 12. November, wird die Reihe „Stadtmuseen mit Zukunft“ mit dem zweiten Vortrag fortgesetzt. Diesmal spricht Henning Meyer vom Stuttgarter Architektur- und Gestaltungsbüro Space4 über das Thema „Auf der Suche nach Identität. Zur Bedeutung von Gestaltung und Szenographie bei zukunftsweisenden Stadtmuseen“.

Am Mittwoch, 12. November, wird die Reihe „Stadtmuseen mit Zukunft“ mit dem zweiten Vortrag fortgesetzt. Diesmal spricht Henning Meyer vom Stuttgarter Architektur- und Gestaltungsbüro Space4 über das Thema „Auf der Suche nach Identität. Zur Bedeutung von Gestaltung und Szenographie bei zukunftsweisenden Stadtmuseen“.

Stadtgeschichtliche Museen und Ausstellungen bilden heute komplexe Inszenierungen von Gebäuden und Räumen, Originalobjekten, Medien und Informationen. Henning Meyer zeigt an aktuellen Beispielen Anforderungen und Möglichkeiten moderner Museumsgestaltung und Ausstellungsszenographie auf. Der Vortrag findet um 19 Uhr im Hörsaal 1 (2. Obergeschoss) der Alten Universität in der Domerschulstraße 16 statt.

Quelle: [mainpost.de](http://www.mainpost.de)

Autor: Karl-Georg Rötter

Artikel: <http://www.mainpost.de/regional/wuerzburg/Vortrag-am-Mittwoch-Stadtmuseen-mit-Zukunft;art735,8424549>

Wiederverwertung nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung

Mainpost,
18. November
2014. S. 23.

Stadtmuseen müssen provozieren

Henning Meyer konzipiert und realisiert mit seinem Stuttgarter Büro Space4 Stadtmuseen

Von unserem Redaktionsmitglied
KARL-GEORG RÖTTER

WÜRZBURG „Ein Museum muss wie eine Reise funktionieren, es muss der Aufbruch zu etwas Unbekanntem sein.“ Architekt Henning Meyer, der mit drei Kollegen das Büro Space4 betreibt, weiß wovon er spricht. Denn die Stuttgarter haben in den letzten Jahren zahlreiche bekannte Ausstellungshäuser, vor allem Stadtmuseen, konzipiert, gebaut und eingerichtet. Jetzt sprach er bei der Vortragsreihe „Stadtmuseen mit Zukunft“ in der Alten Universität über Anforderungen an und die Gestaltung von zukunftsweisenden Stadtmuseen.

Meyer hatte viele Bilder mitgebracht, die zeigten, was er unter zukunftsweisend versteht. Bei ihm ergänzen sich zeitgemäße Einbauten in alte Gebäude nicht nur mit der historischen Architektur, sondern sie treten auf Augenhöhe in einen Dialog miteinander. Gut zu erkennen war dies beim Schwedenspeicher in Stade oder beim Humpis Quartier in Ravensburg, wo die alte Kulisse und die neue museale Präsentation eine beeindruckende Einheit bilden.

Beispiel Ravensburg

Am Beispiel des Humpis Quartiers, wo sieben mittelalterliche Gebäude in schlechtem Zustand zu einem neuen Ensemble zusammengefügt wurde, warf Henning Meyer auch die Frage auf, ob eigentlich jedes Museum ein eigenes Café benötigt. „Die

meisten funktionieren nämlich nicht“, so die Erkenntnis des Architekten. Anders in Ravensburg. Da gab es die Humpis-Stuben schon bevor das Museum existierte und „der Laden läuft“, so Meyer.

Ausführlich ging Meyer auf ein gerade in Planung befindliches Projekt ein: das neue Stadtmuseum in Ulm. Auf einem innerstädtischen Grundstück gibt es ein Konglomerat aus verschiedenen Gebäuden, die restauriert und zu einem Museum umgebaut werden sollen. Denn das bishe-



Provokant? Die Präsentation der Sammlung im Mainfränkischen Museum auf der Festung geht eher den klassischen, konventionellen Weg.

FOTO: THERESA MÜLLER

rige Ulmer Stadtmuseum hat bisher gerade einmal 15000 Besucher im Jahr. Das entspricht zehn Besuchern, die sich täglich zusammen mit acht Aufsichtskräften auf einer Ausstellungsfläche von 3500 Quadratmetern aufhalten. Das soll sich ändern.

Hier bieten sich aus Würzburger Sicht, wo es Bestrebungen für die Einrichtung eines Stadtmuseums gibt, eine gute Gelegenheit, Konzeption und Einrichtung eines derartigen Museums zu beobachten. Henning Meyer nannte fünf grundsätzliche Zielsetzungen. Ein Stadtmuseum müsse ein „Ort der Originale“ sein, in der Stadt ein Kulturhighlight darstellen, als Erlebnisort für die Menschen dienen, aktuell sein und schließlich die Maxime „Kultur für alle“ erfüllen.

In Ulm möchten Meyer und sein Team den jeweils eigenen Charakter der verschiedenen Gebäude besonders hervorheben und durch eine spezielle Wegeführung durch die Häuser stärken. Die einzelnen Sammlungen sollen auch nicht getrennt voneinander gezeigt werden, sondern gemischt und in Bezug zueinander gesetzt werden. So möchten die Museumsspezialisten erreichen, dass die Exponate die Betrachter „interessieren und berühren“.

Fünf Thesen zum Museum

Zum Abschluss seines aufschlussreichen Vortrags präsentierte Henning Meyer noch folgende fünf allgemeine Thesen zum Thema Stadtmuseum.

● „Stadtmuseen sind authentisch“: Das heißt zu den authentischen Objekten müssen in dem Museum die dazugehörigen Geschichten erzählt werden, ohne aber dabei belehrend zu sein.

● „Wir brauchen kein Museum über Vergangenes“: Entscheiden ist die Relevanz, das Museum muss seine Betrachter im heutigen Leben berühren.

● „Stadtmuseen müssen provozieren“: Nicht durch billige Gestaltungsgags, sondern dadurch, dass sie Orte sind, die sich in Diskussionen einmischen und Stellung beziehen.

● „Stadtmuseen müssen nicht innovativ sein“: Denn man kann heute den Wettlauf mit den schnellen Innovationszyklen gar nicht mehr gewinnen. Medien und Technik sind nur dann gut, wenn der Inhalt gut ist.

● „Stadtmuseen sollten Labore und keine Tempel sein“: Sie sollten Orte zum Ausprobieren neuer Formen sein, denn Dauerausstellungen erreichen die Besucher heutzutage nicht mehr.

Der nächste Vortrag in der Reihe „Stadtmuseen mit Zukunft“ findet am Mittwoch, 10. Dezember, 19 Uhr, im Hörsaal 1 der Alten Universität in der Domerschulstraße 16 statt. Dann spricht Anja Dauschek, Leiterin des Planungsstabs für das im Aufbau befindliche Stuttgarter Stadtmuseum. Ihr Thema: Wie viel Museum braucht eine Stadt? Über die Neugründung eines Stadtmuseums. Der Eintritt ist frei.

Aus Besuchern werden »User«

Bildung: Im Würzburger Studiengang »Museologie« beschäftigen sich Studenten unter anderem mit neuen Konzepten für Kultureinrichtungen

Von unserer Mitarbeiterin
PAT CHRIST

WÜRZBURG. Ein Museum ist ein Ort, wo systematisch gesammelt wird, wo Sammlungsstücke erforscht und präsentiert werden. Doch könnte ein Museum nicht mehr sein? »In anderen Ländern ist es das«, sagt Guido Fackler, Professor für Museologie an der Universität Würzburg.

Seit vier Jahren bildet er Museumsfachleute vor allem für die unterfränkische Region aus. Die angehenden Spezialisten erhalten bei ihm ein solides Fundament. Gleichzeitig werden sie mit innovativen Ideen konfrontiert. Museen sind Orte für Menschen mit genügend Zeit, Geld und Bildung. Vor allem in Deutschland ist das so, meint Fackler.

Dass es sehr viele Menschen gibt, die nie, jedenfalls nie freiwillig, ein Museum betreten, wird einfach so hingenommen. Doch es gibt weltweit gesehen ganz andere Konzepte, was ein Museum sein und wie es funktionieren könnte. Dies werden die Studierenden der Museologie im Dezember von der brasilianischen Museologieprofessorin Manuelina Maria Duarte Cândido erfahren. Die erste internationale Gastprofessorin des noch jungen Studienschlachs wird Einblicke in das



Die in Würzburg ausgebildeten Studierenden der Museologie sollen sich mit »alter« Kunst genauso auskennen wie mit modernen Konzepten, ein Museum zu organisieren.

Fotos: Pat Christ

Konzept der »Sociomuseology« geben. Hier ist der Besucher nicht nur jemand, der eine Eintrittskarte kauft, sich eine Ausstellung zu Gemüte führt und eventuell einem Experten lauscht, der durch die Schau führt. Solch ein Besucher verhält sich weitgehend passiv, ergötzt sich an Schöner. Und saugt bildungsbeflissen die ihm präsentierten Informationen ein. Doch so bescheiden und demütig

wollen Kulturliebhaber nicht mehr sein.

Ziel: Höhere Relevanz

Darauf reagiert das Konzept »Sociomuseology«. »Museen sollen dadurch eine höhere gesellschaftliche Relevanz erhalten«, erläutert Fackler. Zum einen thematisch: Es soll solche Themen aufgegriffen werden, die die Menschen wirklich bewegen. Zum an-

deren bezüglich des Publikums: Alle Menschen sollen, unabhängig von ihrem Bildungsgrad, angesprochen werden. Mehr noch, die Menschen sollen das Museum als ihre eigene Angelegenheit begreifen. Fackler: »Was bedeutet, dass Wege gesucht werden müssen, wie die Menschen in die laufende Museumsarbeit involviert werden können.«

Eigentlich ist es ja auch ein abwegiger Gedanke, dass nur die Museumsmacher Expertise hätten. Museumsliebhaber sind willens und bereit, mitzuwirken, sich für Themen, die sie berühren, zu engagieren. In Museen, die sich den Gedanken der »Sociomuseology« öffnen, werden die Erfahrungen, die Sichtweisen und die Meinungen der Besucher zu bestimmten Fragestellungen in das Ausstellungskonzept integriert. Voraussetzung hierfür ist eine »Museums-Community«, die auf Augenhöhe miteinander kommuniziert. Das kann natürlich auch mal zum Streit führen, sagt Fackler: »Überhaupt ist es natürlich sehr viel anstrengender, so zu arbeiten.« Aber auch spannender. Mit einer einmaligen Besichtigung ist es dann nicht mehr getan. Da das Museum lebt, gibt es immer wieder Anlässe, es zu besuchen, sich Anregungen zu holen oder Impulse zu geben.

Fackler: »Im Idealfall wir aus

dem Besucher ein »User.« Das sind natürlich alles noch Zukunftsträume. Doch dadurch, dass die Studierenden mit solchen Ideen als Praktikanten in Museen der Region gehen, werden die neuen Gedanken allmählich verbreitet.

Sensibilisiertes Fachpersonal

»Der Studiengang Museologie ist, so wie ich ihn erlebe, bestens geeignet, die regionalen Museen durch die Ausbildung sensibilisierten Fachpersonals zu stärken«, sagt etwa Museumsleiterin Stephanie Nomayo aus Kitzingen. Natürlich erwartet aber auch der Besucher der Zukunft, dass Museumsleiter fundierte Kenntnisse besitzen. Auf eine solide Ausbildung wird deshalb großen Wert gelegt. So befassen sich die Museologie-Studierenden im dritten Fachsemester intensiv mit Medien wie iPhone oder iPad – denn kein Museum kommt heute um den Einbezug digitaler Techniken herum.

Immer wieder kommen externe Experten zu den Studierenden, um Einblick in ihr jeweiliges Wissensgebiet zu vermitteln. Soeben brachte zum Beispiel der Würzburger Restaurator Martin Pracher den Studierenden in einem Workshop im Martin-von-Wagner-Museum bei, Schadensbilder von Gemälden zu identifizieren.